


No. 4 / 2020

Diakonie  Düsseldorf

dialog

Zusammenhalt

21.11.2020
bis 7.2.2021

mommartzfilm 1964 – 2020. Premiere & Werkschau

Gefördert durch

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



KUNST
STIFTUNG
NRW

Ständiger Partner der
Kunsthalle Düsseldorf

Stadtwerke
Düsseldorf



Kunsthalle Düsseldorf
wird gefördert durch



Landeshauptstadt
Düsseldorf

Lutz Mommartz, Selbstschüsse, 1967



Kirsten Hols
Vorstand



Rudolf Brune
Vorstand

Liebe Leserinnen und Leser,

wir haben als Diakonie während der Corona-Zeit viel Unterstützung erlebt, von Ehrenamtlichen, Spenderinnen und Spendern und nicht zuletzt natürlich auch von unseren Mitarbeitenden, die mit jeder Menge kreativer Ideen den Kontakt zu ihren Klientinnen und Klienten aufrecht erhalten und die Menschen vor Ort in den Einrichtungen mit großem Engagement unterstützt haben. Wir erleben aber auch, dass die Krise die Sorgen und Nöte all der Menschen verstärkt, die durch ihre Lebenssituation ohnehin schon benachteiligt sind: die der Alleinerziehenden, der älteren Menschen, der Kinder, die in schwierigen Verhältnissen aufwachsen, der wohnungslosen oder suchtkranken Menschen.

Gleichzeitig warnen Experten wie der Bielefelder Sozialpsychologe Andreas Zick davor, dass die Gesellschaft auseinanderdriftet: Jede und jeder Vierte ist der Ansicht, dass man „in Deutschland praktisch sein eigener Unternehmer ist“. Gefährlich wird das dann, wenn Stimmungen entstehen, die sich nicht mit unserer Idee von Gemeinwohl vertragen. Leider erleben wir die Folge davon längst nicht mehr nur im Netz, wo mit aggressiven Kommentaren und Drohungen Stimmung gemacht wird.

Was können wir also tun, um den Zusammenhalt in der Gesellschaft zu stärken? Damit befassen wir uns in diesem Magazin. Dabei gehen wir im Experteninterview mit Andreas Zick der Frage nach, wie es in unserer Gesellschaft eigentlich um den Zusammenhalt bestellt ist. Wir befassen uns mit Zusammenhalt im Großen: etwa in einem Gastbeitrag von Katarina Barley, die fordert, dass Zusammenhalt wieder ein europäisches Gefühl werden muss. Aber auch im Kleinen, zum Beispiel mit dem Porträt über eine Frau, die ihre Zerrissenheit überwunden hat. Dabei blicken wir auch wieder über den Tellerrand hinaus und stellen spannende soziale Projekte vor, die den Zusammenhalt stärken.

Wir hoffen, mit diesem Magazin Mut zu machen: Dinge anzustoßen, die die Gesellschaft zum Positiven verändern. Über den eigenen Schatten zu springen und zu versuchen, einen Konsens zu finden mit denen, die anderer Meinung sind als wir. Und dazu, gemeinsam einen gesellschaftlichen Gegenentwurf zu entwickeln, mit dem wir die Menschen von der Idee des Zusammenhalts überzeugen können. Denn sicher ist: Die Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn wir zusammenhalten.

Kirsten Hols und Rudolf Brune

D'haus

Düsseldorfer Schauspielhaus

— Junges Schauspiel —

Bürgerbühne

„A Christmas Carol“ mit Jonathan Gyles. Foto: Thomas Rabesch

Theater für alle von 2 bis 99

Zum Beispiel — **A Christmas Carol** Kinder- und Familienstück von Charles Dickens ab 6 Jahren — **Alice** Musiktheater von Lewis Carroll — **Liebe Kitty** nach dem Romanentwurf von Anne Frank — und vieles mehr!

Vorverkauf unter: www.dhaus.de — Schüler*innen, Studierende und Auszubildende zahlen **8 €** und für die Vorstellungen des Jungen Schauspiels **7 €** — Hartz-IV-Empfänger*innen und Geflüchtete zahlen **1 €** an der Abendkasse — Düsseldorf-Inhaber*innen erhalten 50% Ermäßigung.

Thema Zusammenhalt

6 Über den Wert der Anderen

Sozialpsychologe Andreas Zick über Konfliktpotenziale in der Gesellschaft

11 Eine Frage der Gerechtigkeit

Ein Beitrag von Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh

12 Bedingungslose Zugewandtheit

Die Fotografien von Sascha Weidner

22 Loyal

Jugendliche aus einer Hochhaussiedlung sprechen über ihr Viertel

28 Ich-Denken führt in eine Sackgasse

Intendant Ulrich Khuon über eine zerrissene Gesellschaft

30 Heimat für Wohnungslose

Ein Besuch im VinziDorf in Wien

34 Halt finden

In einem Hotel in Norwegen finden Jugendliche suchtkranker Eltern zusammen

38 Black Lives Always Matter

Ein Gastbeitrag von Ciani-Sophia Hoeder

40 Gefühlte Wahrheiten

Autor Sebastian Herrmann erklärt, wie sich Starrköpfe überzeugen lassen

44 Vom Neonazi zum Aussteiger

Von einem, der den Zusammenhalt bei den falschen Menschen suchte

48 Wir machen mit!

Menschen mit Behinderungen möbeln ihr Viertel auf

50 Zusammenhalt muss wieder ein europäisches Gefühl werden

Ein Gastbeitrag von Katarina Barley

52 Wenn der Dämon wütet

Boderline: Eine Betroffene spricht über ihre eigene Zerrissenheit

56 In guten wie in schlechten Tagen

Wie ein Ehepaar trotz Demenz zusammenhält

Diakonie Düsseldorf Miteinander!

Arbeit und Soziales

Kinder, Jugend und Familie

Leben im Alter

58 Ehrenamt in Krisenzeiten
Vier Ehrenamtliche berichten

60 Die Problemlöserin
Amelie Ohren berät
Geflüchtete in den
Unterkünften

64 Freiwilligendienst am
Flughafen
Hannah Lingnau kümmert
sich um Reisende in Not

66 Fit für die Schule
Kitas entwickeln kultur-
sensible Konzepte für Kinder

68 Vier Frauen
In der Icklack helfen
sich wohnungslose Frauen
gegenseitig

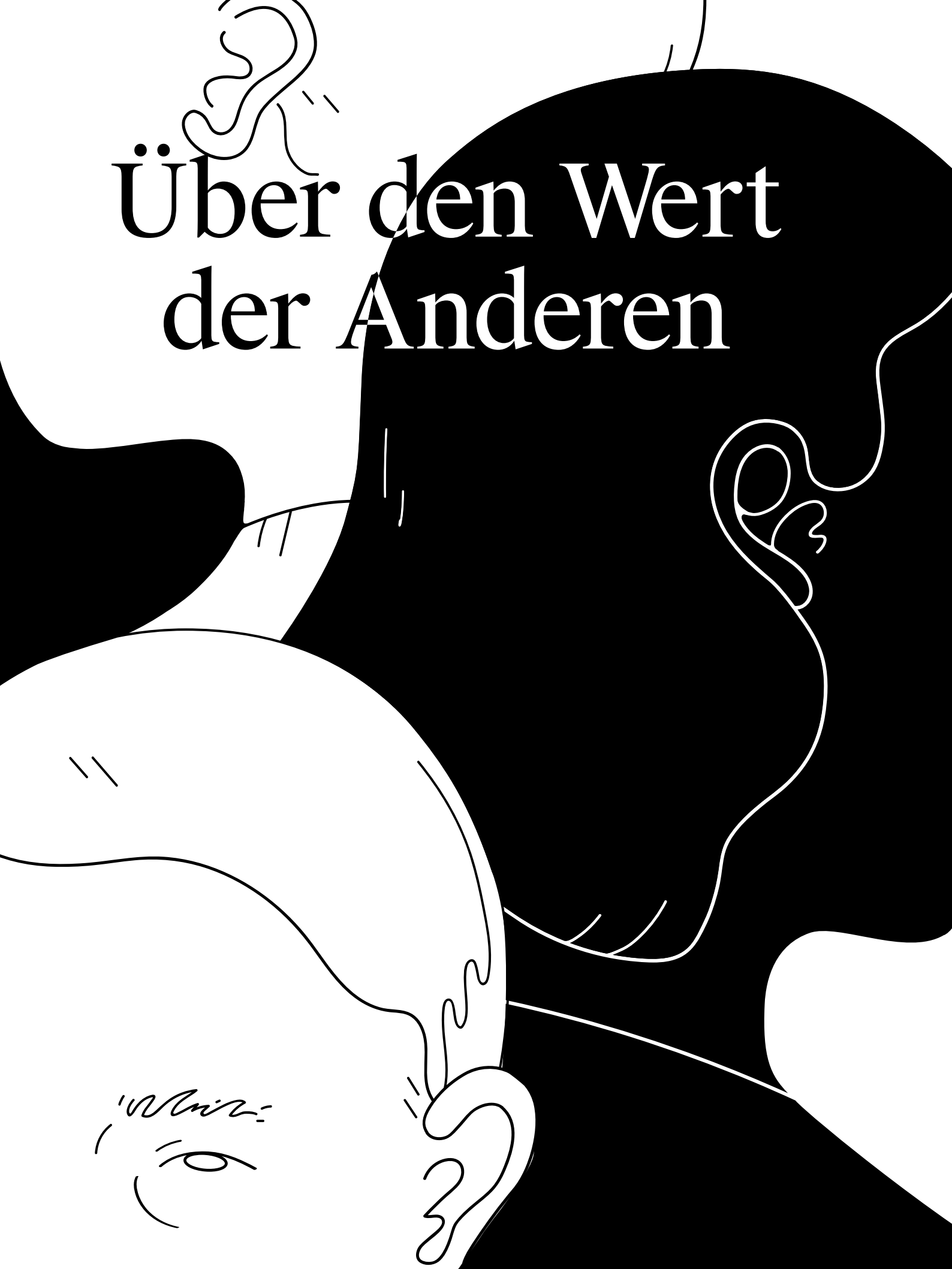
72 Virtueller Waldspaziergang
Digitale Reisen im
Pflegeheim

73 Zwei Welten
Deutsche Bank unterstützt
Wohnungslose

74 Kurz und knapp

74 Impressum

Über den Wert der Anderen



Arm und Reich, Rechts und Links, Ost und West, Etablierte und Außenseiter – der Bielefelder Sozialpsychologe Andreas Zick forscht seit Jahren zu Spannungs- und Konfliktpotenzialen in der Gesellschaft – und erklärt, wie der Zusammenhalt gefördert werden kann.

Gespräch Thomas Becker Grafik Andrea Ihl, Fons Hickmann M23 Foto epd

Herr Professor Zick, wo sehen Sie aktuell Tendenzen der gesellschaftlichen Spaltung?

Die Gesellschaft ist aktuell natürlich massiv durch die Bekämpfung der Corona-Pandemie beeinflusst. Das hat schon historische Ausmaße. Gruppen, die auf besonderen Unterstützungsbedarf angewiesen sind, wie alleinerziehende Frauen, in Armut lebende Familien oder Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen, sind besonders betroffen. Machen wir die Spaltung an sozialen und wirtschaftlichen Krisenindikatoren fest, sehen wir leider: Die Gesellschaft driftet auseinander. Aber auch im politischen und ideologischen Bereich gibt es Spannungen.

Wo tun sich Gräben auf?

Wir sehen neue Gruppen, beispielsweise Verschwörungsanhängerinnen und -anhänger, die sich selbst eine Bewegung nennen – wobei zu fragen ist, ob wir es wirklich mit einer Bewegung zu tun haben, denn dazu bräuchte es einen gesellschaftlichen Gegenentwurf. Studien zeigen zudem deutlich, dass die Spaltung zwischen rechtsextrem beziehungsweise rechtsradikal orientierten Menschen und der Mehrheitsgesellschaft größer geworden ist. Das Ausmaß an Billigung von Aggression und Gewalt im rechten

Spektrum unserer Gesellschaft war noch nie so hoch wie jetzt. Aggression und Gewalt als Mittel der Durchsetzung von politischen Ideen ist heute sehr viel stärker verhaftet. Dem steht aber eine Zivilgesellschaft gegenüber, die merkt, dass wir so etwas wie eine Verrohung haben.

Wie zeigt sich diese Verrohung?

Durch Gewaltbilligung und -bereitschaft. Wir sehen im Internet ungebremste Hasskampagnen und -gemeinschaften, die Feindbilder in ihren Netzwerken verbreiten und massive Propaganda-Agitation betreiben. Es gibt rechtsextreme Terrorzellen, die nichts anderes versuchen, als eine Spaltung der Gesellschaft voranzutreiben, und die auf eine Zerstörung der Verhältnisse zielen. Denken wir nur an die Attentate von Halle und Hanau und den Mord an Walter Lübcke, die uns den Atem haben stocken lassen. Viele Menschen bringen ihre Wut auch auf die Straße. In Chemnitz haben wir im August 2018, vor nicht allzu langer Zeit, eine große Demonstration gesehen, bei der es für viele kein Problem war, sich mit einer rechtsextremen Gesinnung im öffentlichen Raum zu zeigen. Und dem steht eben eine Zivilgesellschaft gegenüber, die sich durch ein hohes Ausmaß an Engagement auszeichnet, das sich überhaupt nicht mehr verträgt mit dem Gesellschaftsbild auf der anderen Seite.

Welche weiteren Tendenzen der Spaltung sehen Sie?

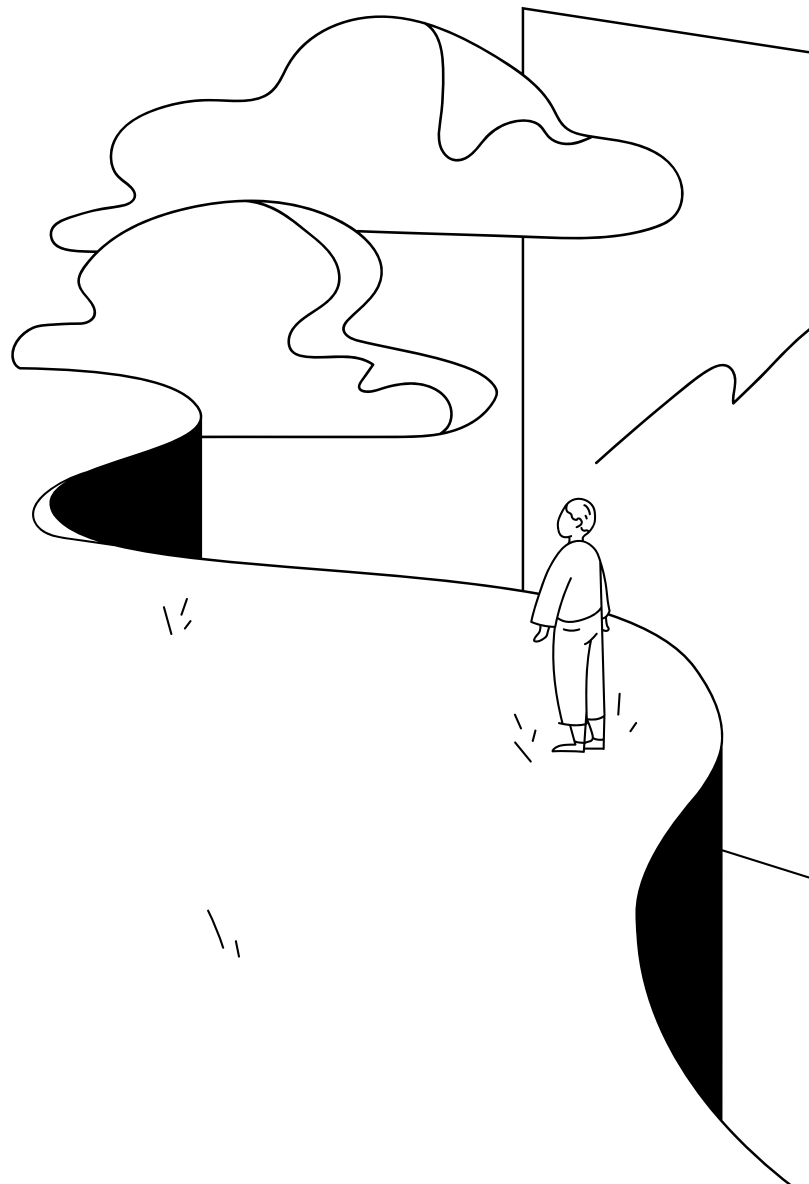
Die einer klammheimlichen Spaltung: 25 Prozent der Menschen in Deutschland sind der Ansicht, dass die Gesellschaft ein reiner Verdrängungsbetrieb geworden ist und im Sozialen die Regeln des Marktes gelten, man also praktisch sein eigener Unternehmer ist. Stimmungen einer solchen Individualisierung sind sehr deutlich zu vernehmen, und das verträgt sich nicht mit unserer Idee von Gemeinwohl. Interessant ist auch, dass zwar die allermeisten Menschen zustimmen, dass es gut ist, dass wir in einer Demokratie leben. Sie sagen aber auch: Eigentlich sind die Spielregeln, nach denen unsere Gesellschaft funktioniert, ganz andere. Die Gesellschaft ist geprägt von Milieus, die nichts miteinander zu tun haben und für die nicht die gleichen Rechte gelten. Die Idee einer gemeinsamen Identität, die wichtig ist für Zusammenhalt, wird also nicht von allen geteilt. Ausgehend vom Bild eines demokratischen Zusammenhalts sind das Spaltungsphänomene.

Einer Erhebung der Bertelsmann Stiftung und des Forschungsinstituts Infas zufolge ist der Zusammenhalt in den Krisenmonaten allerdings gestiegen: Im Februar 2020 hätten noch 46 Prozent der Menschen den gesellschaftlichen Zusammenhalt als gefährdet angesehen. Im Mai und Juni sei dieser Anteil auf 36 Prozent gesunken. Hat die Corona-Pandemie also doch den Zusammenhalt gefördert?

Zunächst schon. In den frühen Phasen der Pandemie sind die Solidaritätswerte gestiegen. Das haben wir auch mit einer großen Corona-Studie mit über 3000 Befragten festgestellt, die wir an unserem Institut für Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld durchgeführt haben. Zunächst war die Hilfsbereitschaft für andere enorm hoch, aber mit der Zeit ist das gesunken, weil Fragen der Hygieneregeln wichtiger wurden. Zugleich ist über die Monate aber auch die Zustimmung zu Verschwörungstheorien gestiegen, auch bei jenen, die sich nicht als Corona-Leugner verstehen. Zudem haben wir bei Gruppen, die kaum Bindungen an die Gesamtgesellschaft haben, zunehmende Gefühle von Vereinsamung festgestellt. Die Sorgen und der seelische Druck auf den Einzelnen haben zugenommen. Zählt man solche Indikatoren hinzu, bin ich argwöhnisch, ob der Zusammenhalt so furchtbar stark ist.

Auch bei der Zuwanderung Geflüchteter im Jahr 2015 schien zunächst der Zusammenhalt zu wachsen, bis neue politische Strömungen in Erscheinung traten. Ist es ein typisches Muster, dass neue gesellschaftliche Entwicklungen mit Spaltungen einhergehen?

Ob bei Naturkatastrophen, wirtschaftlichen Krisen oder einer Pandemie: Mit Krisen nehmen Konflikte um die Verteilung von Mitteln, um Identitäten und Werte zu. Und beim Austragen dieser Konflikte kommt es zu einer erhöhten Abwertung von Gruppen. Wir sehen im Moment beispielsweise, dass Verschwörungsgruppen teilweise antisemitisch oder fremdenfeindlich agieren. In den USA war nach der massiven Immobilienkrise ein Aufstieg von Populisten zu verzeichnen. Und nach der sogenannten Flüchtlingskrise nahm die Abwertung von Geflüchteten und Muslimen zu. Die Gefahr einer Krise ist, dass die Orientierungslosigkeit zunimmt und Menschen nicht mehr wissen, nach welchen Regeln gerade gespielt wird. Anomie nennen Soziologen dieses Phänomen, das besonders auftaucht, wenn Gesellschaften in Umbrüche geraten. Man kann die Anomie bremsen durch Bindungen an gesellschaftliche Institutionen. Bindungen wirken heute aber nicht mehr so stark wie früher und sind nicht mehr in der Lage, eine Anomie aufzuhalten.



Unter Ihrer Mitarbeit erschien vor einigen Jahren die viel beachtete Studie „Die Abwertung der Anderen“. Ein Ergebnis war, dass Menschen mit hohen identitätsstiftenden Merkmalen – auch Christinnen und Christen – besonders anfällig sind, Spaltungen in der Gesellschaft zu erzeugen. Wie ist das zu erklären?

Die einschränkende, ausschließliche und überstarke Identifikation mit einer Gruppe macht anfällig, andere abzuwerten. Die Wir-Identifikation braucht immer die Anderen zur Abgrenzung. Wir können uns nur selbst und persönlich definieren, indem wir wissen, was wir nicht sind. Auf der kollektiven Ebene, der Gruppenebene, bedeutet das: Menschen in Gruppen können ihr Selbstkonzept vollkommen durch die Gruppe identifizieren. Wenn Menschen also beispielsweise einen ausgeprägten Nationalstolz haben, öffnet das die Tür für die Abwertung von Anderen – etwa von Flüchtlingen und Migranten. Und wenn wir uns die Religion angucken: Nicht die Religion macht anfällig, auch

nicht das Christlichsein, sondern anfällig sind Menschen, die einen Teil ihres Selbstkonzepts auf einer ausschließlichen Identifikation mit bestimmten Gruppen begründen. Das haben wir häufig bei fundamentalistisch orientierten Menschen, die ihre Religion für die einzig wahre halten. Das betrifft auch Menschen, die meinen, sie lebten in einem Land, in dem zur Dazugehörigkeit zu einer Nation gehört, dass alle weiß sind, gleich aussehen und die gleiche Sprache sprechen. Das kann einen Selbstwert schaffen, aber dieser Selbstwert hängt eben ab von der Abwertung der Anderen.

Wie lassen sich aktuelle Spaltungstendenzen abfedern?

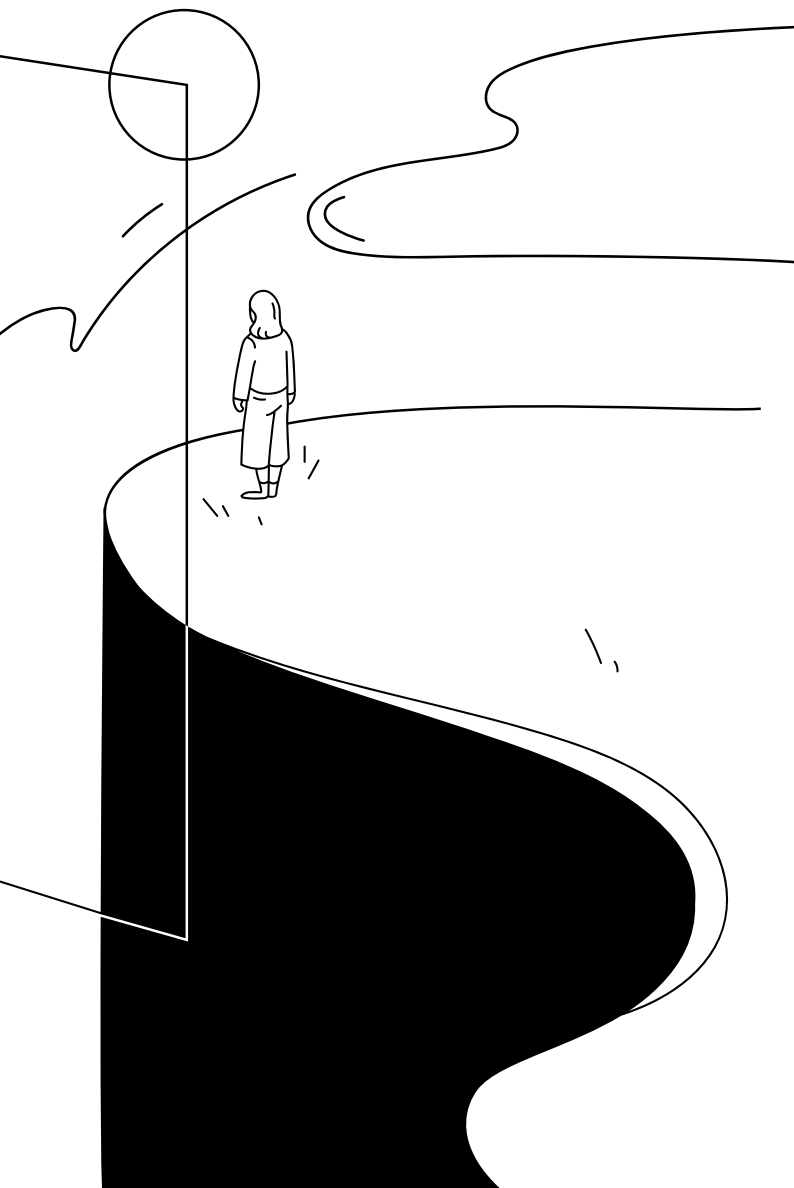
Zunächst einmal braucht es ein klares Zeichen der Distanzierung von Gewalt und der Entwürdigung von Gruppen. Angesichts eines überbordenden Rassismus, wie ihn uns die Attentate von Hanau, Halle und Christchurch vor Augen geführt haben, müssen wir die Gewaltfrage ansprechen. Zudem müssen wir dringend Vorurteile und negative stereotype Bilder abbauen. Drittens müssen wir Erfahrungsräume schaffen, in denen sich Menschen vorurteilsfrei begegnen können. Wir wissen aus der Forschung zu Vorurteilmustern, wie wichtig es ist, solche Räume zu schaffen und Gruppen miteinander in Kontakt zu bringen.

Wie kann das geschehen?

Indem man beispielsweise betont, dass die Begegnung der Verschiedenen gewünscht ist. In den USA etwa soll Rassismus durch kooperativen Unterricht an Schulen durchbrochen werden: Kinder unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe werden ganz systematisch in einen Austausch gebracht. Auch in Deutschland sollten Staat, Unternehmen und Wohlfahrtsverbände Konzepte von Diversität und Vielfalt fördern – etwa in Kitas oder Altenheimen. Ich selbst entwickle gerade Konzepte, wie sich Artikel 1 des Grundgesetzes „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ umsetzen lässt. Ich denke, dazu ist es wichtig, dass wir unsere Perspektiven umkehren. In der konkreten Arbeit wäre die Frage nicht: Was brauchen die Anderen? Sondern: Wie schaffe ich einen Raum, in dem sich Würde entfalten kann?

In einem Vortrag haben Sie davon gesprochen, dass ein „demokratisches Klima einer Gleichwertigkeitsnorm“ gefördert werden müsse. Was verstehen Sie darunter?

In unseren Studien haben wir Vorurteilmuster der unterschiedlichsten Gruppen gemessen und gesehen, dass unterschiedliche Vorurteile miteinander verbunden sind.



Wer beispielsweise antisemitisch ist, ist mit höherer Wahrscheinlichkeit auch migrantenfeindlich. Deswegen reden wir in der Forschung von einem Syndrom gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Sobald Menschen akzeptieren, dass es in der Gesellschaft Ungleichwertigkeit gibt – die einen sind oben, die anderen unten, wieder andere in der Mitte – und dass diese Hierarchien auch zu akzeptieren sind, nach dem Motto „Es ist halt so“ und „Es gibt eine Wertigkeit zwischen Gruppen“, entwickelt sich dieses Syndrom der Abwertung von Anderen. Und das bedeutet für uns: Wir müssen in unseren Projekten Bedingungen schaffen für Gleichwertigkeit.

Das klingt nach Arbeit.

Ja, wir haben zum Beispiel Projekte durchgeführt, bei denen Kinder und Jugendliche in Schulen darüber Auskunft geben sollten, ob es höherwertige und minderwertige Menschen oder Gruppen gibt. Und ob sie selbst die Erfahrung von Ungleichwertigkeit gemacht haben.

Diese Erfahrung machen sie doch bestimmt bei jedem Zeugnis, wenn Noten vergeben werden.

Genau. Also bringen wir Schülerinnen und Schüler mit dem Lehrpersonal zusammen in einen Austausch darüber, ob Noten ein Indikator für eine soziale Ungleichwertigkeit sind.

Und was kommt dabei heraus?

Manchmal erzählen Lehrerinnen und Lehrer, dass Kinder die Noten falsch verstehen. Noten seien nur eine Rückmeldung, damit sich die Schülerinnen und Schüler verbessern. Manche Kinder wiederum erzählen, dass sie anders benotet werden, weil sie keine typisch deutsch klingenden Namen haben. Bei dem Punkt wird es dann ungemütlich. Und man redet darüber, wie die Gleichwertigkeit hinzubekommen ist. Klar sollte sein: Wer eine Eins hat, ist kein besserer Mensch.

In der Ökumene der Kirchen ist häufig die Rede von einer versöhnten Verschiedenheit – als Leitbild dazu, wie Christen mit unterschiedlichen Glaubensvorstellungen friedlich miteinander auskommen könnten. Hilft das weiter, um Spaltungen zu überwinden?

Ja, das ist ein wichtiger Punkt. Wir müssen danach fragen, welche Bildung uns hilft, auf andere zuzugehen und Vielfalt zu akzeptieren. Wir haben in einer Studie die unterschiedlichen Formen der Toleranz untersucht: angefangen von der Aussage „Ich dulde dich“ bis hin zu Aussagen, die eine echte Wertschätzung des Anderen erkennen lassen. Wenn ich beispielsweise sage, dass Muslime in ihrer Gottesvorstellung ehrfürchtig sind, bewerte ich nicht den Glauben als richtig oder falsch, sondern bringe meine Wertschätzung zum Ausdruck. Das ist mit wertschätzender Toleranz gemeint. Wichtig ist auch die Fähigkeit, eigene Annahmen infrage zu stellen. Trotz allen Vertrauens kann ich zweifeln, um neue Positionen zu gewinnen. Der Zweifel ist ungeheuer wichtig. Extremisten und Populisten zweifeln nie.



Andreas Zick ist Professor für Sozialisation und Konfliktforschung und leitet das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld.

„Sozialer Zusammenhalt ist eine Frage der Gerechtigkeit“

Der soziale Zusammenhalt unserer Gesellschaft ist bedroht: Die Armut wächst, der Respekt vor der anderen Meinung nimmt nicht nur im Internet ab. Bei den Stuttgarter und Berliner Demonstrationen gegen die Corona-Maßnahmen zeigte sich eine erschreckende Verachtung der Demokratie, der Institutionen und vor allem auch der Menschen, die sie tragen und stärken: von der Polizei über die Gerichte bis zu den Medien, von den politisch Verantwortlichen gar nicht zu reden. Nicht die unterschiedlichen Überzeugungen sind das Problem, sondern dass es uns so schwer gelingt, die anstehenden Konflikte in gegenseitiger Achtung auszutragen.

Respekt gründet auf einer gemeinsamen Basis. Für den Glauben ist das die Würde, die jedem Menschen von Gott zukommt. Sie geht nicht in dem auf, was er leistet oder andere von ihm denken. Auch der, der nicht, noch nicht oder nicht mehr für sich sorgen kann, auch die, die wir als große Belastung, nicht therapierbar oder integrierbar erleben, sie alle sind Geschwister von Jesus Christus. Auf dieser Gerechtigkeit Gottes baut unser Zusammenhalt auf. Auf dieser Basis widersetzen wir uns allen Perspektiven, die Menschen überwachen und auf ihre Nützlichkeit reduzieren. Auf diesem Grund leben Menschen in ihrer Verschiedenheit zusammen und gestalten ihr Miteinander.

Sozialer Zusammenhalt heißt also nicht: Hier treffen sich Gleichgesinnte, die ihre Identität dadurch gewinnen, dass sie sich von anderen religiös, ethnisch oder national abgrenzen. Vielmehr bildet die Grundszene für das Miteinander im Geist Gottes das Abendmahl: Da sitzt auch der Verräter mit am Tisch; auch die, die eingeschlafen sind, als sie wachen sollten; auch der, der ihn verleugnet hat; verschiedene Berufe, Frauen und Männer, Menschen mit unterschiedlichen

Gaben und Einschränkungen und unterschiedlicher Herkunft. Die Schwächeren und die Fremden haben einen Ehrenplatz an diesem Tisch.

Die Fragen des sozialen Zusammenhalts haben sich für viele diakonische Einrichtungen in den Zeiten der Pandemie noch einmal zugespitzt. Sie standen und stehen in diesen Monaten vor der Herausforderung, die Vorschriften zur Isolation angesichts der Bedrohung durch das Virus abzuwägen mit den sozialen, seelischen und emotionalen Belastungen für die Bewohnerinnen und Bewohner; der gesundheitliche Schutz, den etwa die vorübergehende Schließung von Werkstätten bot, die Menschen mit psychischen, physischen oder kognitiven Beeinträchtigungen die Teilhabe am Arbeitsleben ermöglichen, war auszubalancieren mit der Bedeutung, die diese Werkstätten als das oft einzig strukturgebende Element im Alltag mancher Menschen haben.

Die Erfahrung mit dem Abendmahl macht uns Mut, den sozialen Zusammenhalt auch in herausfordernden und belastenden Situationen wie derzeit bewusst an denen auszurichten, die besondere Unterstützung brauchen; auch und gerade in der Krise stärken die Orientierung an Teilhabegerechtigkeit und Inklusion den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft.



Prof. Jochen Cornelius-Bundschuh,
Landesbischof in Baden
Foto Evangelische Landeskirche in Baden

Eine bedingungslos erscheinende Zugewandtheit

Text Ole Truderung, Direktor *The Estate of Artist Sascha Weidner*

Fotos Sascha Weidner

Ob einfach spontan oder aufwendig inszeniert – Sascha Weidner lenkt den Blick auf die Schönheit des Alltäglichen. Auf das, was wir im Vorbeigehen, im Gewöhnlichen oft übersehen. Zugleich öffnen sich in seinen radikal subjektiven Farbfotografien poetische Traumbilder und tiefe Sehnsüchte. Die Motive seiner Bildwelten sind von großer Fragilität, denn in dem von ihm visualisierten Erhabenen finden sich immer auch erste Anzeichen von Unergründlichem und Melancholie. Sascha Weidner selbst suchte im Akt des Fotografierens „nach dem Refugium, wo Utopie die Realität inszeniert und Realität die Utopie“.

Seine Arbeiten, die Sascha Weidner selbst Lebenswerke nannte, folgen lockeren, subjektiven Assoziationslinien. Es sind impulsgebende Gedankenverbindungen, die weit über die eigentlichen Bilder hinaus von der Betrachterin und dem Betrachter intuitiv weiterentwickelt werden können. Sie halten Momente des Lebenshungers und Freiheitsdranges fest. Die Fotografie „Idiosyncratic II“ zeigt zwei Menschen, die auf einem nicht sichtbaren Untergrund tolen und einander auf ihren Beinen fliegen lassen. Das Bild steht Kopf und die Personen scheinen zu fallen. Sascha Weidner unterstreicht hier, dass die Ekstase des Fliegens nicht von der Angst des Fallens zu trennen ist.

Kuratorin und Fotografie-Expertin Inka Schube spricht Sascha Weidner einen „Gestus der bedingungslos erscheinenden

Zugewandtheit“ zu. Es gibt keine klaren Grenzen zwischen dem Leben und der fotografischen Arbeit Sascha Weidners. Ob spontane Momentaufnahme oder Inszenierung, „niemand hat Himmel und Erde fotografisch bisher so nah beieinander gesehen“.

Sascha Weidner (1974–2015) studierte Fotografie an der Hochschule der Bildenden Künste Braunschweig und zählt neben Wolfgang Tillmans und Nan Goldin zu den wichtigsten Fotografen seiner Generation. Seine Arbeiten finden Einzug in internationale Sammlungen und Ausstellungen.

Nur durch gemeinschaftliches Engagement seiner Familie, Freunde und ehemaligen Kollegen aus der Kunstwelt konnte das Werk Sascha Weidners über die Jahre hinweg gesichert und dadurch die Aufmerksamkeit erhalten werden. Als ehemalige Wegbegleiter sind wir besonders glücklich darüber, dass sich große Teile seines Nachlasses heute im Sprengel Museum Hannover befinden und hier ein Forschungszentrum rund um sein Werk entstanden ist.

Ausstellungstipp

Sascha Weidner: Aurora

5. September–23. Dezember 2020

Dorothee Nilsson Gallery Berlin

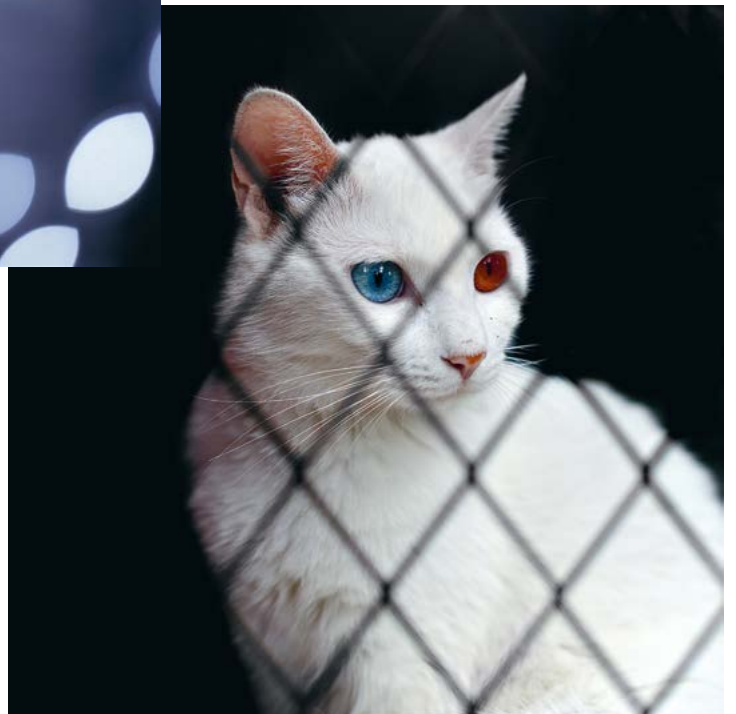
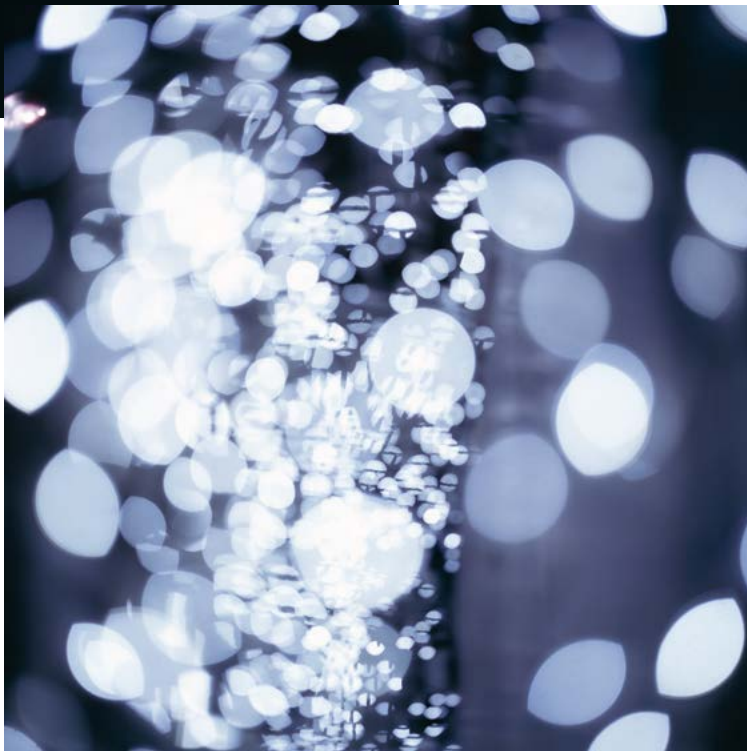






















Loyal



Die Hasseldelle – eine Siedlung mit Hochhäusern, wie es sie in Deutschland Hunderte Male gibt. Von vielen werden sie als soziale Brennpunkte abgestempelt. Aber die Hasseldelle ist mehr als das. Jugendliche aus der Siedlung haben mit Unterstützung des Medienprojekts Wuppertal einen Film über ihr Viertel gedreht, in dem es vor allem um eines geht: Solidarität. Wir haben mit ihnen die Drehorte besucht.



Auf dem Fußballplatz treffen sich die jungen Männer aus der Hasselstraße nicht nur zum Kicken.

Der geschotterte Fußballplatz liegt auf einem Hang, rund herum stehen Büsche und Bäume, am Rand des Platzes sind Baumstämme zu einem Sitzkreis angeordnet, von denen aus man ins Tal blicken kann. Die Temperaturen sind nach den letzten warmen Tagen plötzlich gesunken, es wird langsam dunkel, Ali, Muhammed, Ümit und Sezer stehen am Spielfeldrand und blicken auf den leeren Fußballplatz. Sie haben uns zu einem Rundgang eingeladen zu den Orten, die sie an ihrem Viertel besonders schätzen. Der Fußballplatz ist die letzte Station. Hier trafen sie sich öfter, manchmal, um zu kicken, manchmal einfach nur, um abzuhängen. „Was meint ihr, wo kommen wir her, nur so dem Aussehen nach?“, fragt Sezer plötzlich in die Stille. Die Antwort lässt auf sich warten, aber Sezer lässt nicht locker. „Ümit sieht doch eher aus wie ein Asiate und ich, sehe ich türkisch aus?“ Die jungen Männer lachen, aber die Frage war auch ein bisschen ernst gemeint: „Wie sehen die anderen mich?“ Wen beschäftigt diese Frage nicht.

Ali, Muhammed, Ümit und Sezer haben die doppelte Staatsbürgerschaft: Ihre Eltern stammen aus der Türkei, sie selbst sind in Deutschland geboren. Sie sind zwischen

18 und 19 Jahre alt und sind in der Hasseldelle aufgewachsen, einer Siedlung mit Hochhäusern mitten in Solingen, in der rund 3000 Menschen aus rund 54 Nationen leben. In den 1970er Jahren erbaut, galt die Siedlung lange als Brennpunkt. Doch das sei längst nicht mehr so, erklärt Hans-Peter Harbecke vom Nachbarschafts-Verein „Wir in der Hasseldelle“, die „Hasseldelle ist kein krimineller Schwerpunkt mehr, im Gegenteil“. Das Image aber ist geblieben. „Leute, die uns nicht kennen, denken oft, dass wir asozial sind“, sagt Ümit. „Ich habe meinen Schulabschluss mit einer 2 gemacht, nie Ärger gehabt und bin jetzt in der Ausbildung.“ Ali paukt für sein Fachabitur, Sezer hat ebenfalls eine Ausbildung angefangen, Muhammed ist in das Unternehmen seines Vaters eingestiegen. „Das ist doch nicht asozial.“

Um zu zeigen, wie sie die Hasseldelle sehen, haben die Jugendlichen mit Unterstützung des Medienprojekts Wuppertal einen Film über ihre Siedlung gedreht. Das Wuppertaler Medienprojekt gehört zur größten Jugendvideoproduktion in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 14 bis 28 Jahren werden bei ihren eigenen Videoproduktionen unterstützt, ihre Videos im

„Ümit sieht doch eher aus wie ein Asiate und ich, sehe ich türkisch aus?“

Kino, in Schulen und Jugendeinrichtungen in Wuppertal präsentiert und als Bildungsmittel bundesweit vertrieben. „Für uns geht es dabei nicht vorrangig um die pädagogische Arbeit. Wir wollen den Jugendlichen die Möglichkeit geben, sich filmisch auszudrücken und die Ergebnisse einem größeren Publikum zu präsentieren“, erläutert Yvonne Warsitz, die die Jugendlichen beim Dreh unterstützt hat, das Konzept. „Die Jugendlichen müssen dabei keine vorgegebenen Ziele erfüllen, sondern wir lassen ihnen den Spielraum, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.“

Mit den Jugendlichen aus der Hasseldelle ist so eine vielschichtige und professionell gemachte Dokumentation entstanden, die Vorurteile aufgreift und immer wieder mit ihnen bricht. Eine Woche haben die Dreharbeiten zu dem Film gedauert, in dem die Jugendlichen ihre Sicht auf die Hasseldelle schildern, der Schnitt des Materials noch länger. Gedreht haben die Jugendlichen an den Orten, die sie in ihrem Viertel besonders schätzen: auf dem Fußballplatz, klar, aber eben auch im Kinder- und Jugendzentrum KjUB, wo sie sich immer treffen, seit Jahren schon, und das sowas wie ein zweites Zuhause für sie ist. Nachdem das Kernteam von sieben Jugendlichen erst einmal losgelegt hatte, kamen während der Dreharbeiten immer mehr





Die Pokale haben die Jugendlichen bei Fußballturnieren gewonnen. Sie stehen im Jugendhaus KjUB.

„Ich habe die Hasselstraße sehr vermisst und immer versucht, meine Eltern zu überreden, mit mir in diesen Park zu gehen. Später bin ich dann allein gekommen.“

Teilnehmende dazu. Am Ende waren fast 20 Kinder und Jugendliche an den Dreharbeiten beteiligt, die meisten hinter der Kamera. „Wir stehen irgendwie nicht so gerne in der Öffentlichkeit“, sagt Muhammed, deshalb wollen er und seine Freunde sich fürs Magazin auch lieber nicht von vorne fotografieren lassen.

Die Dialoge im Film haben die Jugendlichen vorher nicht abgesprochen, jeder sagt, was im gerade in den Sinn kommt. Vielleicht ist es das, was den Film so ehrlich macht, denn er lässt Widersprüche zu. Anders als andere Viertel, erklären die jungen Männer dort, sei die Hasselstraße sicherlich. Es gebe viele arme Menschen und deshalb auch Kriminalität, es gebe mit Farbe in Form gebrachte Hausfassaden, hinter denen bautechnisch vieles im Argen liege. Das sei aber nur die eine Seite der Hasselstraße, die andere sei eben auch die: „Wir helfen uns gegenseitig – wenn einer umzieht, packen alle mit an, wenn jemand Geld braucht, leihen wir ihm etwas – egal ob er schwarz oder weiß ist oder sonst was. Das ist uns vollkommen egal.“ Deshalb auch der Titel des Films: „Nicht nur Gold glänzt“. Er deutet darauf hin, dass man eben nicht nur mit Geld, sondern auch mit anderen Dingen glänzen kann: mit Loyalität und Solidarität zum Beispiel.

Auf dem Weg zum Fußballplatz kommen die Jugendlichen auch an dem Haus vorbei, in dem eine Mutter vor kurzem ihre fünf Kinder getötet hat. Die Tat beschäftigt die jungen Männer. „Sie war sehr jung, gerade 28, mit fünf Kindern. Das müssen Sie sich einmal vorstellen – ganz allein mit fünf Kindern.“

Welchem Stress die Mutter ausgesetzt sein muss, könne er verstehen, die Tat selbst aber nicht: „Ich frage mich, warum sie die Kinder nicht abgegeben hat, wenn ihr alles zu viel war.“ Nach der Tat stand die Hasseldelle wieder im Fokus: Polizei, jede Menge Presse, Neugierige, Trauernde. „Die Leute sind sogar aus Hamburg gekommen, um eine Kerze anzuzünden.“ Die Hasseldelle hat ihre

Trauer auf ihre eigene Art gezeigt: An einem Samstagabend nach der Tat haben die Nachbarn der Familie ein Zeichen gesetzt. Mit Kerzen in der Hand traten Hunderte Menschen aus der Siedlung auf die Straße und bildeten eine Lichterkette in Gedenken an die Opfer.

Wir kommen zum Park, mehreren terrassenförmig angelegten Wiesen vor den Hochhäusern. Sezer ist schon vor Jahren mit seinen Eltern weggezogen aus dem Viertel. „Ich habe die Hasselstraße sehr vermisst und immer versucht, meine Eltern zu überreden, mit mir in diesen Park zu gehen“, sagt er und lacht. „Später bin ich dann allein gekommen.“ Ali, Muhammed, Ümit und Sezer machen Halt am Geländer, das die Terrassen voneinander trennt, und blicken auf das Fußballfeld, auf dem sonst immer die Kleinen spielen und auf dem sie selbst schon Fußball gespielt haben, als sie noch in die Grundschule gingen. Kinder sind keine zu sehen. „Das ist einfach eine andere Generation heute, die spielen lieber am Computer zu Hause, als sich draußen zum Fußball zu treffen“, sagt Ali. Auf der Wiese steht ein hüfthohes eisernes Fußballtor, das andere liegt umgekippt im Gras.

Das Filmprojekt wurde unterstützt vom Kinder- und Jugendzentrum KjUB, einer Einrichtung des Nachbarschafts-Vereins „Wir in der Hasseldelle“, der sich seit 1987 für sein Quartier einsetzt. Mehr Informationen unter: hasseldelle.de

„Nicht nur Gold glänzt“ ist Teil der Filmreihe „Schulter an Schulter“, an dem auch andere Jugendliche mit ihren Beiträgen beteiligt sind. Der Film ist als DVD und als Download erhältlich beim Medienprojekt Wuppertal unter: medienprojekt-wuppertal.de

Ich-Denken führt in eine Sackgasse

Ulrich Khuon, Präsident des Deutschen Bühnenvereins und Intendant des Deutschen Theaters Berlin, setzt sich seit langem für mehr Zusammenhalt in der Gesellschaft ein. Im Interview* erklärt er, warum wir den Bezug zu anderen brauchen, um nicht ins Ungewisse zu fallen.

Sehr geehrter Herr Khuon, Sie sagten in einem Interview einmal, die Gesellschaft sei zerrissen und von Ängsten geplagt. Woran machen Sie das fest und was bereitet Ihnen in diesem Zusammenhang die meisten Sorgen?

Wir erleben in den Medien, im Netz, bei Diskussionen und Demonstrationen tagtäglich ein gereiztes, unversöhnliches Klima, egal ob es um Demokratievertrauen, Klimaschutz, nationalistische Sehnsüchte, den Umgang mit Geflüchteten, die Gestaltung einer diversen Gesellschaft, Generationen- oder Geschlechtergerechtigkeit geht. Im Mittelpunkt steht dabei kaum die Suche nach einem gemeinsamen Weg oder zu findende Kompromisse, sondern die je eigene Position und deren aggressive Verfestigung. Paradoxerweise bringt gleichzeitig eine Theaterreihe zum Thema „Offene Gesellschaft“ ganz real jeweils mehrere Hundert Menschen zusammen mit dem Wunsch nach Begegnung, Austausch und Zuhören. Der Riss geht offensichtlich auch durch viele Einzelne. Meine Sorge ist das Fehlen einer gemeinsamen Sprache, die Unfähigkeit, aufeinander

zuzugehen. Alle Diffamierungen, die angedrohten und realisierten Gewalttaten, verstärken diese Sorge.

Sie sprechen auch davon, dass in Gesellschaften Zusammenhalt für die Menschen unabdingbar ist, sie aber für ihren inneren Zusammenhalt Sinnhorizonte brauchen. Suchen die Menschen den Sinn in dieser Zeit an den falschen Orten und bei den falschen Menschen?

Friedrich Nietzsches Sentenz „Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie“ trifft wohl auf viele Menschen zu. Demzufolge schwächt auch ein schwindender Sinnhorizont die Kräfte des Einzelnen. Allgemein ist zu beobachten: Die Religionen als Sinnstifter verlieren an Bedeutung, auch politische Bindungskräfte, die demokratische Willensbildung oder der europäische Gedanke verlieren an Gewicht. Ein verabsolutiertes Ich-Denken führt in eine Sackgasse. Denn der Einzelne spürt über kurz oder lang, dass der Mensch sich selbst nicht genügt. Er braucht, um sich als sinnhaft wahrnehmen zu können, den Bezug zu anderen. Ohne Selbstüberschreitung, ohne Transzendenz verkommt er zum Identitätskloß. Viele fliehen deshalb momentan in kleine, überschaubare, Halt gebende Zirkel, sie halten sich auf in Echo-Räumen mit Gleichgesinnten, die das Innen stärken und das Außen als Gefahr empfinden.

Sie haben katholische Theologie studiert, sich dann aber für das Theater entschieden. Wo sehen Sie die Gemeinsamkeiten zwischen christlichem Glauben und Theater?

Schon früh haben mich Schmerz, Leiden und das Gefühl, den Menschen nicht zu genügen, sehr beschäftigt. Wie unausweichlich uns das begleitet und trifft. Menschen, die keinen sozialen oder familiären Zusammen-

hang erleben, verlieren schnell sich selbst, wenn sie Krankheit, Verlassenheit oder eigenes Scheitern erleben. Die Botschaft des Neuen Testaments, in dessen Zentrum die Mit-Leidenschaft und auch Jesus als Mit-Leidender stehen, diese Botschaft scheint mir von großer Kraft und Faszination (auch wenn sie sich im kirchlichen Leben zu wenig wiederfindet). Mir scheint, dass Leiden und Leidenschaft in der Theaterkunst in besonderer Weise angesprochen werden.

Sie fordern auch, dass Kunst mit etablierten Formaten experimentieren muss, um ein diverses Publikum zu adressieren.

Gruppen und auch einzelne Personen werden nicht erreicht, wenn sie nicht den Eindruck gewinnen und spüren, dass auf der Bühne ihre Themen verhandelt werden. Nun sind partizipative Formate, in denen Akteure mit unterschiedlichem Lebens- und Erfahrungshintergrund selbst die Stoffe gestalten oder interpretieren, in hohem Maße geeignet, den Bezug zu einem diversen Publikum herzustellen. Die jungen Sparten, Bürgerbühnen und viele Spielformen des Dokumentarischen belegen dies. Das Düsseldorfer Schauspielhaus geht diese Wege nachdrücklich. Wilfried Schulz, der dortige Intendant, ist der Mit-Erfinder der „Bürgerbühnen“.

Andererseits zeigt sich in den Werken von Sophokles, Aischylos und Shakespeare oder Mozart und Verdi, aber auch in vielen Tanzereignissen eine universale Botschaft und Wirksamkeit. Eine „Medea“, ein „Hamlet“, Verdis „Othello“ sprechen jeden von uns überall an. In der Kunst spricht uns auch die Form selbst an. Man fühlt sich momenthaft erlöst, befreit und bekräftigt. Gelingende Kunst findet eine gesteigerte Form, einen ästhetischen Ausdruck, der uns versöhnt oder zum Widerstand befähigt.

Es gibt nicht die eine Kunst für alle, aber für jeden gibt es Kunst, die ihn erreichen kann.

Eine Arbeitsgruppe, an der Sie teilgenommen haben, zieht das Fazit, dass kollektives Handeln Zeit braucht und wir uns diese Zeit nehmen müssen, wenn wir mehr über gesellschaftlichen Zusammenhalt lernen möchten. Haben wir diese Zeit denn überhaupt noch?

Ob wir diese Zeit haben oder nicht, kann ich nicht beurteilen. Wir müssen sie uns nehmen. Für gemeinsames Handeln muss immer wieder geworben werden. Gewalt und Zwang führen in Sackgassen. Der Mensch folgt am liebsten den Wegen, die er selbst gefunden zu haben glaubt. Die Theaterkunst lässt Luft zum Atmen, sie ordnet nicht an. Sie öffnet Räume des Suchens und Zögerns, und das ermuntert dann zum ganz konkreten Handeln, das aufeinander zuführt. Sie ist kein Hauptakteur für politisches Handeln, aber ohne sie wären wir zu gemeinschaftlichem Handeln überhaupt nicht fähig. Jedes Kinderlied, jede Arie, jedes Märchen, jeder Choral führt uns das vor Augen.

*** Wir haben die Fragen per Mail gestellt.**

**Gespräch Anne Wolf
Foto Arno Declair**



Ulrich Khuon hat Rechtswissenschaften, Theologie und Germanistik studiert. 2009 übernahm er die Intendanz des Deutschen Theaters Berlin, seit 2017 ist er Präsident des Deutschen Bühnenvereins.

Heimat



für Wohnungslose

Text & Fotos Anne Heidrich

In Wien wohnen einige Männer, die lange auf der Straße gelebt haben, in kleinen Modulen auf einem Grundstück zusammen. Respekt gegenüber der Privatsphäre ist genauso wichtig wie der Zusammenhalt im VinziDorf. Für die Akzeptanz in der Nachbarschaft musste dagegen härter gekämpft werden.

Sie kommen alle: die Blaumeisen, die Eichelhäher, die Krähen. Das Vogelhäuschen, das auf der kleinen Terrasse links neben der Tür mit der Nummer 16 hängt, war sein Weihnachtswunsch im letzten Jahr. Auch im Sommer ist der Boden nun mit Körnern bedeckt. Den Vögeln schaue er eben jederzeit gerne zu, sagt Michael Kummer. Hinauszublicken aus dem Fenster, auf die frei hängende, rotbraune Futterstelle mit dem dunkelblauen Dach – für ihn ist es „wie das Paradies“. Das mag auch daran liegen, dass er selbst noch kein ganzes Jahr ein schützendes Zuhause hatte, als er das Häuschen für die Vögel geschenkt bekam. Es hat lange gedauert, bis er endlich irgendwo untergekommen war, auch ankommen wollte. Im VinziDorf Wien, einem Dauerwohnprojekt für wohnungslose Männer in Wien-Meidling, war das schließlich für ihn möglich. Am 7. Januar 2019, Michael Kummer erinnert sich an das genaue Datum, zog er ein in sein etwa acht Quadratmeter großes Wohnmodul mit einem eigenen Bett, mit einer eigenen Nasszelle, mit einer eigenen Tür, die er mit einem eigenen Schlüssel aufsperrt und wieder zusperren kann. Die 14 Jahre davor? „Auf der Straße gelebt“, sagt der 52-Jährige. „Viele Probleme, viel Blödsinn gemacht.“ Lange schon sei er Alkoholiker.

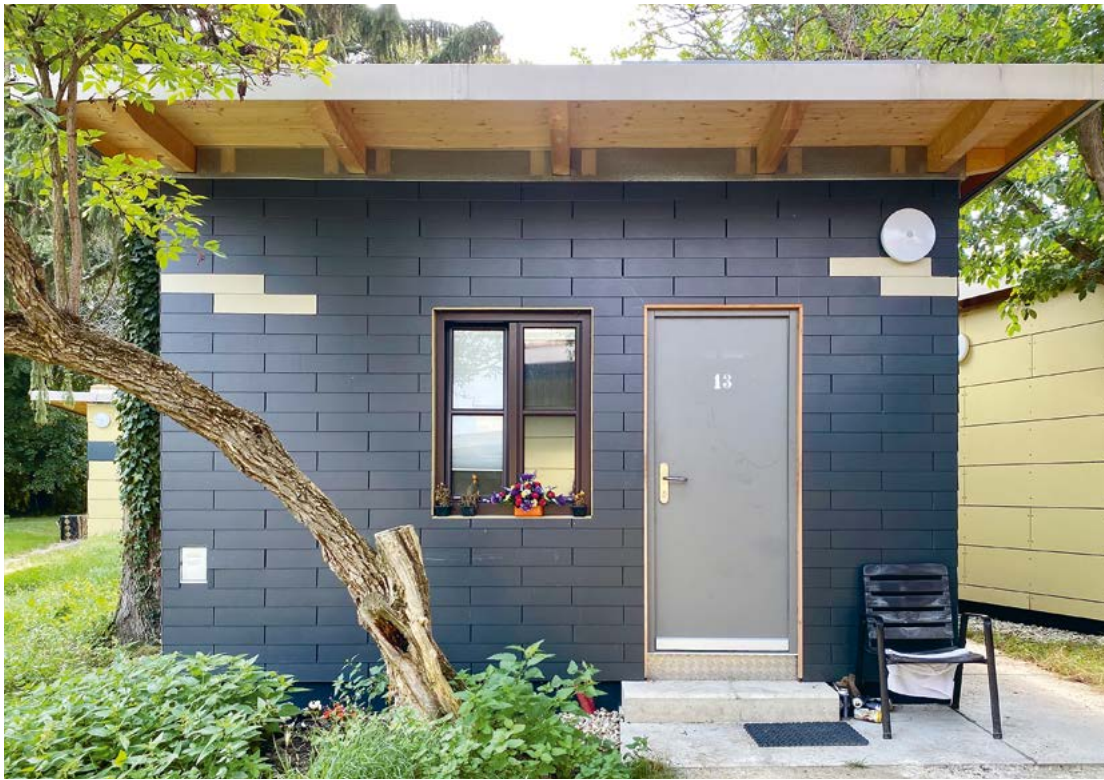
Wein trinken oder Bier – im Wiener VinziDorf ist das gestattet. Auf dem großzügigen grünen Gartengelände mit den vielen Apfel-, Birnen- und Marillenbäumen, dem Hauptgebäude mit Dusch-, Aufenthalts- und Gasträumen sowie den acht kleinen Häuschen mit je zwei Wohnmodulen soll jeder leben können, wie es ihm entspricht. „Es geht uns darum, die Menschen so sein zu lassen, wie sie sind“, sagt Sozialarbeiterin Maria Scheiblauber, die das Projekt leitet und sich zusammen mit zwei Festangestellten und 40 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern um die ehemals Wohnungslosen kümmert. Dazu gehöre es, zu akzeptieren, dass viele schon früh am Morgen Alkohol trinken. Möchte jemand eine Therapie machen, freiwillig,

dann wird er dabei unterstützt. Sozialarbeiterische Betreuung oder Hilfe bei Behördenterminen wird demjenigen angeboten, der sie benötigt. Gefrühstückt und zu Abend gegessen wird gemeinsam, grundsätzlich aber soll jeder kommen und gehen können, wann er mag. Respekt gegenüber der Privatsphäre sei genauso wichtig wie der Zusammenhalt im VinziDorf.

Als „Heimat für Heimatlose“ versteht sich das Projekt. Die 24 Wohnplätze werden unbefristet vergeben. Aufgenommen werden ausschließlich Männer, im Durchschnitt sind sie 50 Jahre alt und waren zuvor viele Jahre oder gar jahrzehntelang wohnungslos. Männer, die in den anderen Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe aus den unterschiedlichsten Gründen nicht zurechtgekommen sind. Männer, die nach dem Wiener Sozialhilfegesetz aber anspruchsberechtigt sind. Mindestsicherung, Notstandshilfe oder Arbeitslosengeld bekämen die meisten, erklärt Maria Scheiblauber, aber es gebe auch Pensionsbezieher oder Tagelöhner. 15 Prozent ihres Einkommens müssen sie als „Dorfbeitrag“ ans VinziDorf abgeben. Und mithelfen. Das eigene Wohnmodul sauber halten, klar. Gelegentlich den Garten pflegen. Auch mal für diejenigen einkaufen gehen, die eingeschränkter sind. Aufeinander achtgeben.

Michael Kummer hat 14 Jahre auf der Straße gelebt. Im VinziDorf fand er ein Zuhause.





Die Wohnmodule im VinziDorf sind acht Quadratmeter groß.

Manchmal würde zwar auch gestritten unter den Männern, sagt Maria Scheiblauber, da höre sie dann: „Der ist nicht mehr mein Freund.“ Aber es gäbe auch sehr viel Solidarität, da heiße es dann: „Mein Nachbar hat die ganze Nacht gehustet, kann mal jemand bei ihm vorbeischauen?“

Für die Akzeptanz in der Wiener Nachbarschaft musste härter gekämpft werden. Anderthalb Jahrzehnte lang wurde der Traum vom Wiener VinziDorf verteidigt und durchgeboxt, bis es in Meidling schließlich Realität werden konnte. Als „massiv“ beschreibt Maria Scheiblauber die Widerstände gegen das Dauerwohnprojekt für Wohnunglosere. Ein Grundstück zu finden sei unglaublich schwierig gewesen, einige Standorte waren im Gespräch, wurden geprüft, immer wieder hätte sich die Nachbarschaft beschwert. Dabei gab es ein gutes Vorbild, das VinziDorf in Graz, ein Wohnprojekt für 33 alkohol- und häufig auch psychisch kranke Männer, das dort vor fast drei Jahrzehnten gegründet wurde. Eine Idee des katholischen Pfarrers Wolfgang Pucher, der sich seit den 90ern für Wohnungslose engagiert: In der Steiermark baute er damals auch das Projekt Vinzi-Bus auf, bei dem Lebensmittel an Hilfsbedürftige verteilt werden. Es folgten Wohneinrichtungen, Nachtschlafstellen, Krankenstuben, Sozialmärkte – rund 40 Projekte sind aus seiner „Vinzengemeinschaft Eggenberg“ entstanden, vor allem in Graz, aber auch in Salzburg oder eben in Wien.

„Es gibt Herren,
die lieber auf
dem Boden schlafen
als auf dem Bett.
Das akzeptieren wir.“

In der österreichischen Hauptstadt sei das VinziDorf seit seiner Eröffnung vor knapp zwei Jahren ganz langsam, ganz behutsam besiedelt worden, noch eine Wohneinheit stehe leer, eine weitere sei reserviert – für einen Mann, den Maria Scheiblauber, die seit 2004 in der Wohnungslosenhilfe tätig ist, schon lange kennt und begleitet. „Seit 40 Jahren lebt er auf der Straße“, sagt sie. Sie hätten einen Termin ausgemacht, er habe das Dorf bereits besichtigt. Aber einziehen? „Dazu hat er sich noch nicht durchringen können.“ Immer wieder betont sie, dass die Männer selbst verantwortlich dafür sind, wie sie in ihren Häuschen im VinziDorf leben, auch den Zweifelnden gegenüber. „Es gibt Herren, die lieber auf dem Boden schlafen als auf dem Bett.“ Das werde akzeptiert. Ebenso wie eigene Möbel oder gestalterische Vorlieben. Wie jene von Michael Kummer. In einer seiner ersten Nächte im VinziDorf hat er bunte Bilder aus Zeitschriften ausgeschnitten und sie kreuz und quer an Tür und Außenwände seines kleinen neuen Zuhauses geklebt: Naturszenen sind darauf zu sehen, Reiseansichten aus fernen Ländern und, na klar, auch Vögel.



Drei Fragen an...

Antonia Frey, Leiterin der Abteilung Beratung und soziale Integration der Diakonie Düsseldorf

Kommt ein Modell wie das VinziDorf in Österreich auch für Düsseldorf in Betracht? Die Situation in Wien und Düsseldorf ist kaum vergleichbar. In Wien gibt es noch viel freie Fläche, die bebaut werden kann. Das ist in Düsseldorf nicht der Fall. Neben unseren gängigen Hilfen arbeiten wir deshalb im Rahmen des Projekts „Housing First“ daran, wohnungslose Menschen in eigenen Wohnungen unterzubringen. Sind sie dort erst einmal angekommen, lassen sich dann auch Sucht- oder psychische Erkrankungen leichter in Angriff nehmen.

Geht die Stadt Düsseldorf nicht auch neue Wege bei der Unterbringung von Wohnungslosen? Es gab eine Gruppe wohnungsloser Menschen, die vor dem NRW-Forum campiert hatten. Dort konnte die Gruppe, die sich nicht trennen wollte, aber auf Dauer nicht bleiben. Die Stadt Düsseldorf hat dann sehr spontan zwei Häuser zur Verfügung gestellt. Dort können die Menschen wie in einer Wohngemeinschaft zusammenleben, bis sie eine eigene Wohnung gefunden haben. Die Diakonie kümmert sich um die soziale Betreuung. So konnten wir bereits einigen der Bewohnerinnen und Bewohner dabei helfen, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Aber das ist natürlich nicht immer leicht.

Welchen Herausforderungen begegnen Sie bei dieser Arbeit? Zum einen ist der Wohnungsmarkt in Düsseldorf nach wie vor katastrophal, und in der Umgebung sieht es kaum besser aus. Um eine Wohnung zu finden, muss man hartnäckig sein. Für viele wohnungslose Menschen ist das aber nicht so einfach. Die meisten hatten es im Leben sehr schwer, bei vielen von ihnen ist das Selbstbewusstsein im Keller – kleine Rückschläge, wie eine unvermutete Absage, werfen sie deshalb schneller aus der Bahn als jemanden, der mit beiden Beinen fest im Job steht. Es ist also auch viel psychische Aufbauarbeit nötig. Und je älter die Menschen sind und je länger sie auf der Straße leben, desto mehr Unterstützung benötigen sie. Um diesen Menschen schneller eine Chance geben zu können, arbeitet die Diakonie deshalb auf vielen Ebenen – zusammen mit der Stadt und anderen sozialen Akteurinnen und Akteuren – daran, Wohnraum für wohnungslose Menschen zugänglich zu machen.

Gespräch Anne Wolf

Halt finden



Ben ist eines von 450 000 Kindern in Norwegen, deren Eltern Drogenprobleme haben oder psychisch krank sind. Als er zwölf war, war er ganz auf sich alleine gestellt. Im Strandhotel Viste lernte er, dass er mit seinen Sorgen nicht alleine ist.

Draußen tosen die Wellen und der Sturm rüttelt an den Fenstern. Im Frühstückssaal mit der Panoramaaussicht auf den Vistestrand in Randaberg außerhalb von Stavanger entwirft Elisabeth Lied den Tagesplan: Wer holt die Jugendlichen ab, wann kommen die Freiwilligen und wann werden die Tacos serviert? Lied ist Leiterin von Ventilene – einer Abteilung der diakonischen Stiftung Kirkens Bymisjon, die sich um Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen kümmert. Das Strandhotel Viste wird von Ventilene als soziales Unternehmen mit Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendliche betrieben. Darüber hinaus werden dort Ferien- und Wochenendlager organisiert. Die Betriebseinnahmen kommen der Kinder- und Jugendarbeit zugute.

Lieds Einsatz für junge Angehörige kommt nicht von ungefähr: Sie hatte selbst einen Vater mit Alkoholproblemen. „Ich habe die Autoschlüssel versteckt, damit mein Vater nicht betrunken Auto fährt. Wenn er irgendwo eingeschlafen ist, habe ich aufgepasst, dass er atmen kann, seine Zigarette nicht auf den Boden fallen lässt und dass der Herd am Abend ausgeschaltet ist.“ Während ihrer ganzen Kindheit hatte sie ständig Angst, dass er die Treppe herunterfallen könnte, einen Unfall baute oder in eine Schlägerei geriet. Lieds Mutter war zwar immer da, doch es dauerte lange, bis sie den Ernst der Lage erkannte.

Lied entwickelte eine Reihe von Strategien, um ihren Vater zu ändern. Doch wie so viele Kinder von Eltern mit Alkoholproblemen scheiterte auch sie dabei immer wieder. Kinder suchtkranker Eltern stehen gleichzeitig vor dem Problem, dass die Situation zu Hause so viel von ihrer Zeit und Energie beansprucht, dass es schwierig wird, zur Schule oder zur Arbeit zu gehen. Viele von ihnen bekommen zu hören, sie seien faul und müssten sich mehr anstrengen. Sie leiden unter Schlafstörungen und morgens fällt es ihnen schwer aufzustehen. „Aber diese Kinder sind mehr als die Summe der Schwierigkeiten und schmerzhaften Erfahrungen, und darauf müssen wir bauen. Und sie können mehr, als sie selbst glauben“, sagt Lied. „Bei Ventilene wollen wir, dass die Kinder bei ihren Aktivitäten Erfolgserlebnisse haben – und zeigen, dass es dabei nicht nur darum geht, anderen zu helfen. Manche bekommen schon dadurch mehr Selbstvertrauen, dass sie an Aktivitäten in ihrer Umgebung teilnehmen können.“

Jeden Samstagabend zieht der Duft von Tacos aus der Küche durchs Haus. In den Hotelgängen

kreischen und lachen Kinder, die sich auf ihr Winterlager freuen. Manche umarmen einander, andere haben eine Schulter gefunden, an die sie sich anlehnen können. Ben Daniel Snare Martinsen (20) ist zum sechsten Mal dabei. Hier hat er Erwachsene kennengelernt, die wie Elisabeth und ihr Mann Hans Jørgen das repräsentieren, was ihm in seiner Kindheit gefehlt hat. Bens Vater hatte Alkoholprobleme und war während seiner Kindheit nie für ihn da. Als Alleinerziehende hatte seine Mutter nur wenig Geld. In der Schule wurden sowohl Ben als auch seine Schwester gemobbt: „Als ich klein war, bekam ich von meiner Mutter viel liebevolle Zuwendung, doch als ich zwölf wurde, verlor ich jeden Halt, Stabilität und Struktur.“

Er war völlig am Boden zerstört, und bevor er in das Ventilene-Lager in Ferien fuhr, wollte er sich eigentlich das Leben nehmen. „Ich bin trotzdem

Bei Ventilene lernen Kinder von Eltern mit einer Suchterkrankung, dass es nicht immer nur darum geht, anderen zu helfen.





„Bei uns sollen die Kinder das, was wir machen, auch schaffen. Aber sie sollen auch Ziele haben, auf die sie hinarbeiten können.“

gefahren. Die ersten Tage habe ich furchtbares Theater gemacht, bis ich feststellte, dass es mir hier eigentlich ganz gut gefällt.“ Bei einer Gesprächsrunde am letzten Abend stand er auf und erzählte, warum er so traurig gewesen war. Kurz vor den Ferien hatte seine Schwester eine Überdosis genommen. „Ich brach völlig zusammen und heulte vor allen Leuten. Elisabeth kam, hielt mich und hat mich getröstet. Es war das erste Mal, dass sich jemand um mich kümmerte“, erzählt der heute 20-Jährige.

Um einen langen Tisch mit über 20 anderen Jugendlichen sitzt ein 18-Jähriger mit einem schwarzen Kapuzenpullover. Ivar Andresen Kolstad fühlt sich hier bei den anderen sicher und geborgen. Auch die gemeinsamen Mahlzeiten sind wichtig. Zu Hause gehen viele hier nur selten aus. Seine ganze Kindheit lang musste Ivar zusehen, wie seine Eltern Drogen nahmen. „Ich musste allein aufstehen, mir Essen machen und alles. Ich musste allein in den Kindergarten und zurück gehen“, erzählt er und blickt nach unten. „Und dann kam ich nach Hause. Die beiden waren zu nichts fähig, lagen nur völlig zugehörnt herum.“ Es war eine schwierige Kindheit. Das Geld der Eltern ging für Drogen und Alkohol drauf. Ivar begann, Essen zu stehlen, um zu überleben. Später geriet er in ein Umfeld krimineller Jugendlicher. Doch als sein Vater vor ein paar Jahren starb, beschloss er, mit dem Stehlen aufzuhören, und hat es seitdem auch nicht mehr getan.

Mit dem Begriff „Angehörige“ verbindet man meist Erwachsene, die sich um ältere Menschen mit körperlichen Leiden kümmern. Doch in den letzten Jahren hat man auch Kindern als betroffenen Angehörigen immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. „Als betroffener Angehöriger wird man als jemand mit einem Problem wahrgenommen. Das bedeutet mehr Verständnis dafür, dass man durch die Situation im Elternhaus selbst Schaden genommen hat und mit verschiedenen Dingen nicht klarkommt. Wenn ich erzähle, woher ich komme, verstehen mich die Leute besser. Sie schieben mich nicht nur einfach zur Seite“, berichtet Ivar. Irgendwann kümmerte sich das Jugendamt um ihn. Es war schwer, sich von seinen Eltern zu trennen, aber ohne Hilfe wäre er nie zu dem Menschen geworden, der er heute ist. „Man kann nicht warten und hoffen, dass sich das Problem von allein löst. Man muss etwas dafür tun, dass man es im Alltag besser hat“, fordert Ivar andere auf.

Sonntagmorgen stehen die Jugendlichen sehr früh auf. Sie haben eine stundenlange, strapaziöse Autofahrt über schneeeglatte Bergstraßen vor sich. Drei Mal rutschen die Autos mit den Kindern in den Graben. Aber sie kommen auch wieder heraus, zurück auf die Straße, und erreichen schließlich das Skigebiet von Sirdal. „Manche hier haben noch nie auf Skiern gestanden. Da müssen wir Erwachsene besonders gut aufpassen, damit sie ihr Erfolgserlebnis haben. Es reicht, wenn man sich 2,5 Sekunden lang auf den Beinen halten kann. Und morgen versuchen wir es noch mal“, erklärt Lied. „Bei uns sollen die Kinder das, was wir machen, auch schaffen. Aber sie sollen auch Ziele haben, auf die sie hinarbeiten können.“

Text Tove Bø

Foto Torstein Ihle

Übersetzung Tanja Ohlsen



BLACK LIVES

Ein Gastbeitrag von Ciani-Sophia Hoeder

ALWAYS MATTER

Es war euphorisierend, die Massen an Menschen auf den Demos zu sehen. Dem Ruf: „No Justice. No Peace“ zu lauschen. Die Energie zu spüren. Wie in einem Märchen. Es war nicht die erste Black-Lives-Matter-Demo. Eigentlich wird sie einmal im Jahr veranstaltet. Dieses Mal war alles anders. Es waren mehr. Auch weiße Menschen waren da. Das hatte einen Grund: Der Tod des Afroamerikaners George Floyd sorgte für eine mediale Welle, die auch bis zu uns nach Deutschland schwappte. Floyd wurde bei einer Verhaftung in Minneapolis getötet. Obwohl er sagte: „I can't breathe – Ich kann nicht atmen“, kniete der weiße Polizist Derek Chauvin über einen Zeitraum von 8 Minuten und 46 Sekunden auf Floyds Hals. Sein Tod wurde aufgenommen, auf den sozialen Netzwerken geteilt – die ganze Welt schaute zu. Das änderte einiges. Schwarze Menschen, die sich seit Jahrzehnten für ihre Rechte einsetzen und Demos organisieren, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, Magazine, Vereine, Organisationen – all ihre Arbeit wurde gesehen – weltweit. Ja, Rassismus, den gibt es auch hier in Deutschland. Darum drehte sich erstmalig der mediale und gesellschaftliche Diskurs. Doch was folgt nach dem Black-Lives-Matter-Sommer? War das alles nur heiße Luft? Ein kleines Sommererwachen, das mit dem Herbst wegschwindet wie die Blätter von den Bäumen?

Das (Un-)Gleichgewicht unserer Gesellschaft

Natürlich ist es vorbei. Das ist nicht schlimm, denn nun kann etwas anderes folgen, und zwar echter Zusammenhalt. Es ist nämlich so: Rassismus ist nicht das Problem von denjenigen, die davon betroffen sind. Unsere Gesellschaft ist wie eine Waage. Wenn Personen auf der einen Seite Vorteile haben, dann muss es auch Menschen geben, die weniger haben. Ergo:

Wenn Schwarze Menschen strukturell diskriminiert werden, dann werden weiße Menschen automatisch bevorzugt. Nicht nur, dass für sie die Sicherheitskontrollen am Flughafen viel schneller verlaufen als für BIPOC – eine Abkürzung für Black, Indigenous and People of Color, Begriffe, die für Menschen benutzt werden, die rassistisch diskriminiert werden. Nein, Jobs, Wohnungen, Kredite, Partner, selbst den Abiabschluss – all das kriegst du viel leichter, als wenn dein Vorname Maimouna, Itanajama, Gülcan oder Ebru lautet.

Rassismus lebt vom Weggucken

Das bedeutet, ja, Rassismus hat für die eine Gruppe Vorteile und für die andere strukturelle Nachteile. Es liegt in unserer gemeinsamen Verantwortung, nicht mehr wegzugucken, sondern Ungerechtigkeit direkt anzuschauen. Mit dem Finger draufzuzeigen und auf die Missstände aufmerksam zu machen. Wir müssen zusammenhalten. Nur gemeinsam können wir etwas gegen Rassismus tun. Der Onkel, der politisch inkorrekte Witze beim Familienessen macht? Einfach mal nicht lachen und ihm erklären, warum das nicht in Ordnung ist. Hier ist nämlich die Sache: Achselzucken, peinlich berührt wegschauen oder den Satz raunen: „Du weißt doch, wie er das gemeint hat“, bestärkt ihn nur. Seine Witze werden beim nächsten Mal rauer, härter, denn wenn keiner und keine etwas sagt, ist es doch in Ordnung? Stumm sein ist Zustimmung. Solange du also bei den alltäglichen kleinen diskriminierenden Spitzen wegschaust, tust du nur eines: Du unterstützt Rassismus.

Er nährt sich daraus und wächst damit. Wir brauchen also keine Menschen, die mit den Schultern zucken und sagen, dass sie keine Rassistinnen oder Rassisten sind. Nein, es muss

einen Schritt weiter gehen. Wir brauchen Menschen, die antirassistisch sind. Die aktiv dagegen vorgehen, statt in langen Monologen zu beweisen, dass sie selbst nicht rassistisch sind. Also schau hin statt weg. Sag Nein statt nichts. Steh auf, statt sitzen zu bleiben. Sei nicht nicht rassistisch, sei antirassistisch.

Wir müssen zusammenhalten. Dann wird aus den Black-Lives-Matter-Demos nicht nur ein Sommererwachen. Es wird der Beginn einer neuen, gerechteren Welt. Einer Gesellschaft, in der die Leben von Schwarzen Menschen immer relevant sind. Nicht nur, wenn sie auf einem Video sterben, das viral geht. Es sollte gar nicht erst so weit kommen müssen. Black Lives Always Matter. Ob im Sommer, im Herbst, Winter oder Frühling – das ganze Jahr hindurch.



Zwar blätterte Ciani-Sophia Hoeder durch Magazine, doch sich selbst sah sie kaum bis überhaupt nicht auf den Seiten. Weder ihre Afrolocken noch ihre Hautfarbe oder ihre Perspektive. Deshalb hat sie das erste Online-Lifestylemagazin für Schwarze Frauen im deutschsprachigen Raum gegründet – RosaMag. Heute ist sie Chefredakteurin, Gründerin, freie Journalistin, SZ-Kolumnistin, schreibt, spricht, debattiert und fetzt sich gern mit der großen Vision, mehr Perspektiven in den Journalismus und in die Kreativwirtschaft zu bringen.



Gefühle

Wahrheiten

Sich zu verständigen und einen Konsens zu finden dürfte eigentlich nicht schwierig sein – wenn sich alle an die Fakten halten würden. Warum das nicht so einfach ist, erklärt Autor Sebastian Herrmann im Interview.

In Ihrem Buch erklären Sie, warum manche Menschen an bestimmten Ansichten festhalten und wie man sie zum Einlenken bringen kann. Haben Sie ein Buch für Rechthaber geschrieben?

Jeder von uns lebt in der Illusion, gut begründete Ansichten zu haben und fest auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Im Irrtum sind immer die anderen. Deshalb lässt sich durchaus sagen, dass ich ein Buch für Rechthaber geschrieben habe: denn wir sind alle ausnahmslos Rechthaber.

Manche Rechthaber verfolgen krude Theorien, die viele nicht nachvollziehen können. Warum ist es so wichtig, ihre Argumente zu entkräften?

Weil es sich bei manchen Mythen um gefährliche Botschaften handelt, die das Vertrauen zerstören, auf dem unsere Demokratie basiert. Wenn ein großer Teil der Bevölkerung – wie wir es jetzt zum Beispiel in den USA erleben – in einer ganz eigenen Wahrheit lebt und diese als die einzig gültige ansieht, dann geht der gesellschaftliche Zusammenhalt verloren. Viele Mythen haben außerdem potenziell gefährliche Nebenwirkungen für das

Individuum. Wenn ich zum Beispiel überzeugt bin, dass Impfungen des Teufels sind und ich mich deswegen nicht immunisiere, dann geht davon ganz konkret eine Gefahr aus.

Theorien zu entkräften, müsste aber doch eigentlich ganz einfach sein. Schließlich lassen sich manche Thesen durch Fakten widerlegen.

Menschen scannen nicht zuerst die Fakten, werten diese aus und bilden daraus ihre Meinung. Das Gegenteil ist der Fall: Psychologen haben festgestellt, dass wir eine Art vorgefasste Meinung haben, die mit einem Gefühl verbunden ist: Erst ist da einfach nur Unbehagen oder ein Wohlwollen in Bezug auf ein bestimmtes Thema. Dann suchen wir nach Informationen, mit denen wir dieses Gefühl stützen können. In den 1960er Jahren haben Wissenschaftler beispielsweise die frustrierende Erfahrung gemacht, dass große Teile der Bevölkerung manche Themen im Gegensatz zu den Experten anders bewerteten. Damals war die Strategie, die Leute besser aufzuklären. Man hat also die Zweifler mit Informationen versorgt, musste aber feststellen: An der Einstellung ändert das so gut wie überhaupt nichts. Denn immer wenn Werte im Spiel sind, die für uns besonders wichtig sind, sind wir vollkommen blind für die Argumente der Gegenseite. Das sorgt dann dafür, dass wir uns in unserem eigenen Graben eingebuddeln, statt zu fragen: Was sind denn eigentlich die Fakten?

Es geht also allein um das Gefühl?

Eine wichtige Rolle spielt auch, wie viel Mühe es mir bereitet, Informationen zu verstehen. Die Faustregel lautet: Je mehr Aufwand ich betreiben muss, um etwas zu verstehen, desto skeptischer bin ich. In schwer lesbaren Schriftstücken finden wir zum Beispiel

deutlich mehr Fehler als in leicht lesbaren Texten – weil kognitive Beanspruchung unser kritisches Denken einschaltet und wir deshalb bei schwer lesbaren Schriftstücken viel genauer hinschauen. Das Gleiche passiert, wenn ich mit Gegenargumenten konfrontiert werde. Um diese nachvollziehen zu können, muss ich mich anstrengen. Das führt dazu, dass ich eine Abwehrhaltung annehme. Auf der anderen Seite ist es so: Gibt mir jemand recht und die anderen denken auch alle so, hebt das die Laune und versetzt mich in einen Zustand kognitiver Leichtigkeit. Das führt dazu, dass ich mich in meiner eigenen Haltung bestärkt fühle. Diese Leichtigkeit lässt sich auch durch eine häufige Wiederholung von Informationen herstellen. So funktioniert Propaganda, so funktioniert aber auch die Werbung: Wenn ich im Supermarkt vor dem Joghurt-Regal stehe und eine Marke entdecke, die ich aus der Werbung kenne, entsteht ein Gefühl von Vertrautheit, und alleine dieses Gefühl von Vertrautheit erzeugt die Illusion des Wahren und Guten. Irgendwie muss dieser Joghurt besser sein, weil ich diesen Namen schon einmal gehört habe. Für Informationen gilt: Irgendwie muss das schon stimmen, weil ich davon ja schon einmal gehört habe. Das ist ein bisschen so wie bei „Wer wird Millionär?“. Man hat mehrere Antworten zur Auswahl, aber eine fühlt sich irgendwie besser an. Wenn wir immer wieder und immer wieder das Gleiche hören, dann fangen wir irgendwann an, es zu glauben.

Mit welchen Techniken kann man denn erreichen, dass Menschen ihre geistigen Zugbrücken nicht direkt herunterlassen?

Eine gemeinsame Basis zu schaffen ist wichtig. Nehmen wir einmal als Beispiel das Familienfest, bei dem der Onkel oder die Tante, von denen wir

**„Es reicht nicht,
eine ultimative Studie
aus der Tasche
zu ziehen, sie auf
den Tisch zu knallen
und zu sagen:
Schau, das und das
sind die Fakten.
Mit Zahlen überzeugt
man niemanden.“**

alle wissen, dass sie ein bisschen komisch sind, anfangen zu schimpfen, dass das mit dem Klimawandel eine einzige Verschwörung ist. Wer es in einer solchen Situation schafft, eine angenehme Gesprächsatmosphäre beizubehalten, hat ganz gute Karten, dass ihm zugehört wird. Ich empfehle außerdem immer, Fragen zu stellen. Denn wenn der Onkel seine Thesen begründen muss und dabei irgendwann nicht weiterkommt, zeigt das Grenzen auf.

Und wenn ich schon so richtig in Rage bin?

Gegenfrage: Haben Sie in der Partnerschaft schon mal einen Streit beendet, indem Sie lauter geschrien haben als der Partner? Ich glaube nicht. Viele Streitereien zwischen Partnern werden ja nicht dadurch beigelegt, dass der Inhalt des Streites geklärt wird, sondern weil da zwei Menschen sind, die den Willen haben, wieder zusammenzufinden. Eine Basis schaffen – darum geht es auch, wenn man mit jemandem streitet, der etwas vollkommen anders sieht und der nicht der eigene Partner ist: Wenn man sich zusammenreißt und den Willen aufbringt, sich zu versöhnen und inhaltlich auseinanderzusetzen, ist schon viel gewonnen.

Und wie schaffe ich es, meine Argumente selbst zu hinterfragen?

Gut ist, eine gewisse Offenheit mitzubringen und mich zum Beispiel auch einmal mit Analysen und Kommentaren zu Themen zu befassen, die in eine vollkommen andere Richtung gehen als meine eigenen Ansichten. Aber das ist anstrengend. Es fällt mir auch immer wahnsinnig schwer, Kommentare über Themen zu lesen, die mir am Herzen liegen, aber meiner Meinung widersprechen. Gleichzeitig steckt da aber immer auch eine Überraschung

drin. Zum Beispiel wenn ich eine Analyse lese und am Ende denke: Ach guck, so habe ich da noch gar nicht drüber nachgedacht.

Sie sprechen mit Blick auf aktuelle Diskussionen auch von einem ungleichen Duell, weil sich die meisten Mythen auf den besseren Geschichten gründen. Welche Geschichten sind denn die besten und was können wir daraus lernen?

Der Mensch lebt und fühlt und denkt in Geschichten. Schon vor Jahrtausenden haben sich die Menschen am Lagerfeuer Geschichten erzählt, um sich den Ursprungs des Lebens zu erklären, also Antworten auf Fragen zu finden wie: „Was ist die Welt?“, oder: „Wer bin ich?“ In diesen Geschichten gibt es immer ein Gut und ein Böse, es gibt Helden und Übeltäter. Außerdem haben diese Geschichten immer eine klare Dramaturgie, die lautet: Wenn das passiert – dann ist dies das Ergebnis. Nehmen wir zum Beispiel die Impfdebatte. Dort lautet die Geschichte: Üble, böse Pharmakonzerne verdienen Geld, indem sie unseren Kindern Gift verkaufen. Gegen diese Geschichte gilt es zu argumentieren, wenn man den Sinn von Impfungen verteidigen will. Da reicht es nicht, eine ultimative Studie aus der Tasche zu ziehen, sie auf den Tisch zu knallen und zu sagen: Schau, das und das sind die Fakten. Denn wie gesagt: Mit Zahlen überzeugt man niemanden. Es gilt, die Leute zu berühren, auch im großen Maßstab. Nehmen wir zum Beispiel Europa. Was hat die europäischen Nationen in den vergangenen Jahrzehnten zusammengehalten? Das war die Geschichte des „Nie wieder!“ Weil man erkannt hat, dass wir in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Blut ertrunken sind. Damals wusste man: Das können wir nur verhindern, wenn wir zusammenarbeiten, wenn wir uns in gegenseitige

Abhängigkeiten begeben, unsere Industrien verflechten. Das ist immer noch wahr, aber die Geschichte hat ihre Kraft verloren. Weil das Leid so lange her ist. Das ist auch ein Teil der Krise, die wir derzeit in Europa erleben – wir haben keine neue Erzählung: Wir brauchen aber eine Erzählung, die für alle verständlich ist und die emotionale Kraft hat, um gegen die Erzählung vom „Bürokratiemonster Brüssel“ anzukommen.

Manchmal gelingt es, Meinungen und Verhalten zu verändern. Was das Rauchen angeht, hat sich mittlerweile durchgesetzt, dass das ungesund ist. Das hat aber Jahre gedauert. Kann man diesen Prozess denn irgendwie beschleunigen?

Leider nicht. Der Wissenschaftler Max Planck vertrat zum Beispiel die kämpferische Ansicht, dass „Irrlehren der Wissenschaft 50 Jahre brauchen, bis sie durch neue Erkenntnisse abgelöst werden, weil nicht nur die alten Professoren, sondern auch deren Schüler aussterben müssen“. Da ist etwas dran.

Das Gespräch führte Anne Wolf
Foto Christian Schmid/ fuenffichten



Sebastian Herrmann, Jahrgang 1974, hat Politikwissenschaft, Geschichte und Psychologie in München und Edinburgh studiert. Er ist Wissenschaftsredakteur bei der Süddeutschen Zeitung. Im Aufbau Verlag ist vor kurzem von ihm das Buch „Gefühlte Wahrheit. Wie Emotionen unser Weltbild formen“ erschienen. In „Starrköpfe überzeugen“ (Rowohlt Verlag 2013) verrät der Autor „Psychotricks für den Umgang mit Verschwörungstheoretikern, Fundamentalisten, Partnern und dem Chef“.

vom Neonazi

Die Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn die Menschen zusammenhalten. Aber was ist mit denen, die sich mit Menschen zusammentun, die genau das Gegenteil bewirken? Gibt es dann noch einen Weg zurück? Eine Geschichte über menschliche Abgründe, aber auch über Mut und die Idee der zweiten Chance. Eine Begegnung mit Maik Scheffler.

Er war ein Anführer. Er hatte seine kleine Armee. Ein Anruf, und sie waren da. Seine Kameraden, „mein Fußvolk“, wie er sagt. Demonstrieren, Plakate kleben, Stunk machen, den politischen Gegner einschüchtern, eine Atmosphäre der Angst erzeugen. Nein, Maik war kein kleiner Nazi vom Dorf. Er war eine große Nummer. Er ging nicht auf Demonstrationen, er organisierte sie. Er besuchte keine Skinheadkonzerte, er plante sie. Er bestellte keine rechten CDs oder T-Shirts, er stellte sie selber her und versandte sie. Er ging in keine rechten Szenekneipen, er betrieb selber eine. Wenn er hinter dem Mikrofon und auf der Bühne stand, brüllte er und nannte seine Gegner „Untermenschen“ oder „Minus-Seele“.

„Und ich meinte jedes Wort genau so“, sagt er heute. Maik Scheffler war ein Rechter, ein Neonazi, in Sachsen. Einer, der daran glaubte, für den Erhalt des Deutschen Volkes gegen Ausländer, Fremde und Geflüchtete kämpfen zu müssen, gegen den Islam und gegen das System. „Ich dachte, dass ich auf der richtigen Seite stehen würde, dass mein Kampf ein guter Kampf ist. Gleichzeitig war ich völlig verroht und habe mich mit Leuten umgeben, die sich absolut asozial verhalten haben.“

Es gibt viele Situationen, die ihn nicht mehr loslassen. Eine davon ist diese hier: Ende der 1990er Jahre, Anfang der 2000er. Seine Jungs und er sitzen in der Küche. Saufen und rauchen. Es ist die Wohnung der Mutter von einem von ihnen. Die Mutter kommt rein, zum dritten, zum vierten Mal. Sie sagt, dass sie das nicht möchte, dass die Gruppe

zum Aussteiger



gehen soll. Da rastet ihr Sohn aus, nimmt sich eine Schere vom Küchentisch, die Mutter hebt ihre Hand als Abwehrbewegung, da rammt der Sohn der Mutter die Schere in den Arm.

„Bist du denn verrückt, das geht zu weit.“ Nein, das hat keiner von uns gesagt. Alle haben nur gelacht“, erinnert sich Maik Scheffler. Später haben sie sich diese Geschichte auf Partys immer wieder erzählt. „Und trotzdem war dieser Sohn ein Kamerad, für den ich alles gegeben hätte, auch mein Leben. Ich habe mich später dann wegen solcher Sachen vor mir selbst geekelt.“

Später dann. Als er ein Aussteiger wurde. Raus aus der NPD. Raus aus der Szene. Schluss mit den brutalen Hammerskins und den Kameradschaften.

Doch wie geht das? Eben noch ein 150-Prozent-Nazi. Die Überzeugung auf dem Rücken, auf der Brust in die Haut tätowiert. Und plötzlich nicht mehr? 17 Jahre war die rechte Szene sein Leben, seine Freizeit, seine Freunde, sein Beruf. Sie war alles. Und dann nicht mehr? Wie verläuft so ein Ausstieg? Wie ehrlich ist so ein Ausstieg? Was macht man mit der Schuld und mit der Verantwortung, die man in den Jahren und Jahrzehnten auf sich geladen hat? Diese Geschichte erzählt von menschlichen Abgründen, von Veränderung und ja, auch von Mut.

Heute ist Maik Scheffler 46 Jahre alt. Man trifft ihn in einer beschaulichen Kleinstadt in Sachsen. Der genaue Ort soll bitte nicht genannt werden, aus Sicherheitsgründen. Das Erste, was an ihm auffällt: Er ist groß, seine Muskeln



Maik Scheffler war kein kleiner Nazi. Er war eine große Nummer. Heute redet er an Schulen über seine Vergangenheit, damit andere nicht denselben Fehler machen wie er.

zeichnen sich unter seinem Hemd ab. Das Zweite ist sein Bart. Gestutzt, gepflegt, grau. Dieser Bart ist wichtig, denn wegen diesem Bart saß er eines Tages bei einem Friseur. Dieser Friseur war ein Kurde. Sie diskutierten, sie redeten, Maik Scheffler beichtete ihm, wer er war und wofür sein Name stand. Dennoch wurden sie Freunde.

Genau darum geht es bei einem Ausstieg. Es braucht kleine Risse im Schutzschild der Ideologie. Dieser Schutzschild filtert alle Informationen, alle Erlebnisse und jegliche Handlungen und lässt nur durch, was in diese eigene Ideologie passt. Hat dieser Schutzschild jedoch einen Riss bekommen, kann das der Anfang vom Ausstieg sein, denn erst dann entsteht die Möglichkeit, dass Informationen anders bewertet werden und ein Umdenken einsetzen kann. So beschreibt es Fabian Wichmann. Er ist Sozialarbeiter bei Exit. Das ist die größte und bekannteste Aussteiger-Organisation Deutschlands. Circa 750 Ausstiege aus der rechtsextremen Szene hat der Verein in den letzten 20 Jahren schon begleitet. Manche von ihnen still und heimlich. Andere mit Öffentlichkeit, mit Fernsehauftritten oder Interviews. Fabian Wichmann hat auch Maik Scheffler unterstützt. Er hat mit ihm diskutiert, hat ihn mit seinen Weltbildern konfrontiert, hat ihn mit seinen ehemaligen Gegnern zusammengebracht: linke Jugendliche, ein Imam, die Polizei. All das, damit Risse den Schutzschild zerstören.

Maik Schefflers Schutzschild hatte seinen ersten Riss im Jahr 2014. Zu diesem Zeitpunkt ist er oben angekommen,

er ist stellvertretender Landesvorsitzender der NPD in Sachsen, er verdient sein Geld als Mitarbeiter der NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag. Die Fraktion fliegt auseinander, der Fraktionsvorsitzende Holger Apfel tritt zurück, ein Machtkampf um die freiwerdenden Posten entbrennt. Und mittendrin Maik Scheffler, der plötzlich Intrigen ausgesetzt ist, einem politischen Ränkespiel, das er so noch nicht kannte. „Ich war menschlich enttäuscht“, sagt Scheffler. Es dauerte ein Jahr, aber nach und nach zog er sich aus der Partei zurück. Er war immer noch Neonazi, aber nicht mehr für die NPD. Andere Aussteiger haben Straftaten begangen und stehen vor Gericht. Oder gründen eine Familie. Oder ziehen weg, weil sie die Arbeitsstelle wechseln. „Alles, was die Perspektive verändert, kann ein Anfang sein“, sagt Fabian Wichmann von Exit.

Maik Scheffler brauchte Arbeit. Ein Freund vermittelte ihn in die Erwachsenenbildung. Die Ausbildung dazu hatte er an der Fernuni gemacht. Bezahlt dafür hatte der Landtag. Jeder Fraktion stehen Gelder für Fortbildungen zu. Scheffler arbeitete als Deutschlehrer für Arbeitslose oder gab Anti-Mobbing-Trainings für die, die es brauchten. Zweimal flog er auf, man enttarnte ihn als Neonazi. Auf der dritten Schule schaute man nicht so genau hin und übergab ihm die Deutschkurse. Deutschkurse für Ausländer. Da stand er also, Maik Scheffler, der Neonazi, vor einer Klasse von Syrern, denen er das deutsche ABC beibringen sollte.

„Das war ein Schock.“

„Dass mir nicht verziehen wird, muss ich aushalten.“

Denn zum allerersten Mal hatte er Kontakt mit den Menschen, die er jahrelang politisch und auf der Straße bekämpft hat. Von Angesicht zu Angesicht mit dem Feind. Nur war der Feind gar nicht mehr so, wie er sich das vorgestellt hatte. Ein ums andere Mal luden sie ihn zu sich nach Hause ein, bis er eines Tages zusagte. „Da saß ich also mit meiner Freundin in einer kleinen Wohnung, in der sie zu viert wohnten. Der Tisch bog sich, so viel Essen hatten sie aufgetan. Und sie waren so freundlich. Begrüßten uns noch vor der Haustür, winkten zum Abschied“, sagt Scheffler. Er weiß, dass das ein bisschen naiv klingt, aber für ihn war diese Freundlichkeit ein Augenöffner. Gleichzeitig wurde der Kontrast zu seinem alten Leben immer größer. Tagsüber der Deutschlehrer für Syrer in der einen sächsischen Stadt. Abends der Nazi in seinem Heimatort? „Das ging nicht mehr. Ich wurde richtig depressiv. Wollte mich offenbaren. Wer ich bin, was ich denke oder dachte. Alles was ich vorher war, war ins Wanken geraten.“

Jetzt kam Exit ins Spiel. Maik Scheffler meldete sich. Er wolle sein Leben ändern, er brauche dabei aber Hilfe. Doch woher weiß die Organisation, wann es jemand ehrlich meint oder nicht? „Der Weg mit Exit ist kein einfacher“, sagt Exit-Mann Fabian Wichmann. Sie treffen die Aussteigenden regelmäßig, dabei wird über die alten Weltbilder gesprochen, über die eigene Rolle in der Szene, was man gemacht hat und warum. Die Aussteigenden sollen autobiografisch arbeiten, Tagebücher schreiben, Bilder malen und sich immer wieder mit ihren Gefühlen, auch

Ängsten oder auch den eigenen Eltern auseinandersetzen. „Das ist ein langer Prozess, über Monate, vielleicht sogar Jahre. Immer wieder wird das eigene Handeln reflektiert. Immer wieder müssen sie sich der Frage stellen, warum sie so viele Jahre ihres Lebens falschlagen. Das nimmt man nicht auf sich, wenn man es nicht ehrlich meint“, sagt Wichmann. All das kann ein schwieriger Weg für jemanden sein, der so radikal war, dass der politische Gegner im wortwörtlichen Sinne vernichtet werden sollte. „Für uns ist ein Aussteiger jemand, der mit der Ideologie und der Szene bricht, der dann im nächsten Schritt lernt, die alten Bewertungsmuster zu überkommen, der Ideen von Feindschaft und Verschwörungsvorstellungen ablegt“, so Wichmann.

Diesen Weg geht Maik Scheffler. Er erklärt öffentlich seinen Ausstieg und hat von jetzt auf gleich keinen einzigen Freund mehr, denn die rechte Szene kennt keine Aussteiger. Er trifft sich mit einem Imam. Er geht in linke Jugendclubs und hört zu, wie es ist, von Neonazis tyrannisiert und verprügelt zu werden. Er besucht den Friseurladen, lernt dort den kurdischen Friseur kennen. Sagt ihm, wer er war. Maik, der Neonazi. Der Friseur erwidert, dass es nichts macht, wer er war. Wichtiger sei es, wer er jetzt ist.

Maik Scheffler stellt sich der Öffentlichkeit, tritt als Redner auf, geht an Schulen, auch an Polizeischulen. Er berichtet über seine Vergangenheit, weil er möchte, dass Menschen gar nicht erst auf eine extremistische Bahn geraten, so wie er. Er muss sich aber gefallen lassen, dass es Menschen gibt, die ihm nicht verzeihen können und die ihm sagen, dass sie wegen ihm und seinem Handeln verprügelt und terrorisiert wurden.

Andrea Hübler arbeitet in der Beratung für Betroffene rechtsmotivierter und rassistischer Gewalt in Leipzig. Sie kennt die vielen Hundert Geschichten der Opfer rechter Gewalt und weiß, dass viele von ihnen, auch Jahre nach der Tat, immer noch traumatisiert sind. „Die 1990er Jahre, die 2000er Jahre waren brutale Jahre, in denen es in Sachsen organisierte Hetzjagden, Tötungsdelikte und die schwersten Körperverletzungen gab, gegen linke Jugendliche, Obdachlose und Menschen mit Migrationshintergrund. Das sind alles Jahre, in denen auch Maik Scheffler aktiv war. Es ist ja gut, dass Menschen wie er aussteigen. Aber sie sind keine Helden und müssen sich mit ihrer Schuld auseinandersetzen“, sagt Hübler.

„Das mir nicht verziehen wird, muss ich aushalten“, sagt Maik Scheffler. „Das war meine Vergangenheit, meine Schuld, ich verleugne sie nicht und ich vergesse sie nicht. Deswegen bin ich ja auch diesen Weg gegangen, bin nicht leise ausgestiegen, sondern öffentlich. Aber ich bitte auch darum, dass man mir eine zweite Chance gibt.“



Wir machen mit!

Das inklusive Netzwerk von „In der Gemeinde leben“ bringt Menschen mit und ohne Behinderung zusammen.

Wen sollte man fragen, wenn es um Ideen geht, die das Leben von Menschen mit Behinderung verbessern sollen? Einfache Frage, oder? Und trotzdem sind es nicht immer die betroffenen Menschen selbst, die zu Wort kommen. Das inklusive Netzwerk „Wir machen mit!“ von „In der Gemeinde leben“ (IGL) im Düsseldorfer Kiez Wersten will das anders machen. Seit Herbst 2017 werden dort Möglichkeiten der Teilhabe geschaffen. Für Menschen mit Behinderung, Ältere, Menschen mit Migrationshintergrund – und auch für alle anderen im Stadtteil. Daraus sind in den vergangenen Jahren verschiedene Projekte entstanden. Kleinere und größere.

Eines der größeren steht an einem verregneten Vormittag Ende September unter einem Sonnenschirm vor dem Haus Am Falder, einer gemeinschaftlichen Wohnform der IGL in Holthausen. Dort leben Menschen mit einer erworbenen Hirnschädigung – etwa durch einen Unfall oder Schlaganfall –, die viel Unterstützung im Alltag

brauchen. Als Sabine mit ihrem Rollstuhl aus der Tür kommt und die „Flotte Lotte“ sieht, strahlt sie schon. Mit ihrer Mitbewohnerin Semra wird sie heute eine Runde auf der Rikscha drehen. Betreuerin Ulrike Wolff nimmt hinten Platz und sorgt für die nötige Stabilität. Ein Mitarbeiter des Hauses hilft den beiden Frauen in den Sitz. Eine warme Decke kann über die Beine gespannt werden, eine kleine Überdachung über die Köpfe. „Richtig gemütlich“, ist Sabines Urteil, bevor Ulrike Wolff in die Pedale tritt und die „Flotte Lotte“ langsam aus dem Hof hinaus lenkt.

Die Rikscha anzuschaffen war der Wunsch einiger Bewohnerinnen und Bewohner, die im Matthias-Claudius-Haus in Wersten leben. „Die haben geäußert, dass sie noch häufiger im Stadtteil unterwegs sein wollen“, sagt Benjamin Freese, der für „Wir machen mit!“ verantwortlich ist. Viele, die dort wohnen, sind in ihrer Mobilität eingeschränkt, wünschten sich aber trotzdem, beim Karnevals- oder Schützenumzug zusehen oder einfach mal eine Runde an

den Rhein fahren zu können. In Bonn habe es bereits ein ähnliches Projekt für ältere Menschen gegeben. Das habe man sich angesehen, die Rikscha auch ausgeliehen und selbst ausprobiert. „Wir fanden, das brauchen wir auch in Wersten“, sagt Benjamin Freese. Mit Spenden und Fördergeldern wurde dann die „Flotte Lotte“ angeschafft und im August vor einem Jahr in Betrieb genommen. Seitdem sichert sie den in den Einrichtungen Wohnenden, aber auch den Menschen in Wersten insgesamt ihr „Recht auf Wind in den Haaren“. Bei Vergnügungsfahrten zum Rhein, zum Kaffeetrinken oder einer Runde durch den Park erweitert sie ihren Bewegungsradius. So wie für Sabine und Semra.

Menschen zu befähigen, ihre Meinung oder Wünsche mitzuteilen, ist das Ziel von „Wir machen mit!“. Dafür wollen Benjamin Freese und seine Kollegin Yvonne Heiter Möglichkeiten schaffen: mit Infoständen oder mobilem Café bei Stadtteilstesten und anderen Veranstaltungen, bei denen die Menschen aus dem Stadtteil zusammenkommen und auf dem kurzen Weg sagen können, was gut läuft und wo es hakt. Oder auch mit der wöchentlichen Begehrungsgruppe.

Daran nehmen zum Großteil Menschen aus dem gemeinschaftlichen Wohnen der IGL, aber immer wieder auch Werstener Bürgerinnen und Bürger teil. Jeden Mittwoch machen sie sich auf den Weg durch den Stadtteil, immer mit einer Aufgabe auf dem Zettel. „Wir machen mit!“ ist etwa Botschafter für das Projekt Wheelmap. Die Wheelmap ist eine interaktive Karte, auf der Geschäfte, Restaurants, Toiletten und andere öffentliche Gebäude verzeichnet und mit Vermerken versehen sind, ob und wie sie barrierefrei zugänglich sind. Diese Daten können alle eintragen, die möchten. Wie das geht, zeigt das Werstener Netzwerk bei Schulungen auch anderen Interessierten. Außerdem wurde in dem Zusammenhang eine Rollstuhllampe organisiert, die seit kurzem in einem der Geschäfte bereitsteht und kostenlos ausgeliehen werden kann, wo mal zwei oder drei Stufen überwunden werden müssen.

Auch ein Problem beim Einkauf im Drogeriemarkt hat die Gruppe identifiziert. Wer im Rollstuhl unterwegs ist, hatte es bislang schwer, einen Einkaufswagen zu benutzen.

Wenn man beide Hände zum Vorwärtsschreiten braucht, bleibt keine zum Schieben des Wagens übrig. Dafür gibt es allerdings Alternativen, die sich im Rollstuhl einhängen lassen, sodass die Hände frei bleiben. „Wir machen mit!“ hat dafür gesorgt, dass zumindest in einem der Werstener Drogeriemärkte so ein rollstuhlgerechter Einkaufswagen angeschafft wurde. Ein toller Erfolg, findet Benjamin Freese. Immer wieder gehe es darum, dem Einzelhandel Probleme zu schildern und nach Lösungen zu suchen. „Wir machen mit!“ arbeitet deshalb auch eng mit der Werbebegehrungsgruppe „Wir in Wersten!“ zusammen.

Wichtig bei diesen vielen Projekten ist immer: Es wird hier nicht nur etwas für die Betroffenen getan, wie Benjamin Freese sagt, sondern vor allem mit ihnen als Expertinnen und Experten in eigener Sache. Als über die Anschaffung der Rikscha nachgedacht wurde, waren es eine Seniorin und eine Rollstuhlfahrerin, die mit nach Bonn gefahren sind, um die dortige Rikscha auszuprobieren. Als der rollstuhlgerechte Einkaufswagen im Drogeriemarkt ankam, hat eine Bewohnerin im Rollstuhl diesen getestet und in Betrieb genommen. Und auch beim Abbau von Barrieren in der digitalen Welt konnten die Werstener schon helfen. Bei einem Hackathon, einer Veranstaltung, bei der Computerfachleute sich Alltagsproblemen annehmen und versuchen, diese technisch zu lösen. So hatte ein Besucher beispielsweise Probleme, den Kalender seines Smartphones richtig zu lesen, und wünschte sich Piktogramme für die verschiedenen Termine. Eine Anwenderin hatte durch ihre Behinderung Probleme, Telefongespräche auf dem Handy von Hand anzunehmen, und war auf der Suche nach einer sprachgesteuerten Lösung. Da die Ratsuchenden beim Hackathon vor Ort waren, konnten sie zwischendurch immer wieder befragt werden und die Arbeit der Programmierenden ausprobieren.

Die greifbaren Barrieren wie ein paar Stufen vor dem Geschäft oder ein schwierig zu bedienendes Smartphone sind aber nicht die einzigen, die es zu bewältigen gilt. „Damit wäre es nicht getan“, sagt Benjamin Freese. Wichtig für das inklusive Netzwerk „Wir machen mit!“ ist es auch, die

„Es wird hier nicht nur etwas für die Betroffenen getan, sondern mit ihnen.“



Barrieren im Kopf zu beseitigen und Menschen, die die unterschiedlichen Unterstützungsangebote der IGL nutzen, mit ihrer Nachbarschaft zusammenzubringen. „Bisher ist es noch immer oft so, dass Menschen mit Behinderung in den dafür vorgesehenen Kindergarten, die Schule und später die Werkstatt gehen. Da gibt es wenig Begegnung“, sagt Freese. Das zu durchbrechen sei ein wichtiges Ziel des Projekts. „Dass die Menschen sich vertrauter und zu einem selbstverständlichen Teil der Nachbarschaft werden.“ Etwa dadurch, dass sich solche Einrichtungen bei Festen präsentieren und die Gäste zum Beispiel durch Handicap-Parcours näher an die Schwierigkeiten von Menschen mit Behinderung heranführen. Oder auch ganz einfach im Rahmen von zufälligen Begegnungen vor dem Matthias-Claudius-Haus, wo eine Sitzgelegenheit mit kostenlosem Internet geschaffen wurde und das Food-Fahrrad mit geretteten Lebensmitteln aus Supermärkten Station macht.



Beim Hackathon unterstützt „Wir machen mit!“ Profis bei der Entwicklung barrierefreier Apps.

Auch die Rikscha „Flotte Lotte“ ist dafür ein gutes Mittel. Denn die sorgt für Aufmerksamkeit. Sabine und Semras Runde führt einmal durch den benachbarten Park, später noch auf einen Mittagsimbiss ins Zentrum von Holthausen. Immer wieder werden sie von Vorbeigehenden gefragt, was das denn für ein Gefährt sei. „Ich nehme mir da auch immer gerne die Zeit, das Projekt zu erklären“, sagt Ulrike Wolff, die schon viele Fahrten gemacht hat. Sabine und Semra haben ihre Fahrt genossen – auch wenn es am Ende doch ein bisschen nasskalt geworden ist. Sabine sagt, sie komme sonst wenig raus, wolle auch nicht immer. „Die Fahrt war aber eine schöne Abwechslung.“

Text Carolin Scholz

Fotos Bernd Schaller, Benjamin Freese

Zusammenhalt muss wieder ein europäisches Gefühl werden

Ein Gastbeitrag von

Katarina Barley

Die EU ist keine reine Wirtschaftsunion, sie war von Anfang an auch als Gemeinschaft konzipiert. Woran liegt es, dass dieser Gemeinschaftssinn bröckelt? Damit beschäftigt sich Katarina Barley, Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments, im Gastbeitrag.

Schlagbäume in Europa – was noch Anfang des Jahres absurd und längst überwunden klang, das wurde innerhalb weniger Wochen zur traurigen Realität. Schien bis zum Beginn der Corona-Pandemie die Europäische Union vielen noch als Musterbeispiel für eine immer weiter zusammenwachsende Gemeinschaft, so fürchteten selbst die größten Europa-Enthusiasten im Frühjahr 2020 angesichts der nationalen Abschottungen um den europäischen Zusammenhalt. Es scheint paradox, dass gerade ein mikroskopisch kleines Virus ein so großes und komplexes Gebilde wie die Europäische Union an die Grenzen seiner Belastbarkeit zu bringen scheint. Für viele Europäerinnen und Europäer, gerade in den vom Virus am stärksten betroffenen Ländern im Süden, rief zu dieser Zeit die Europäische Union eher Enttäuschung und Abneigung als Zuversicht hervor. Auf dem Höhepunkt der Pandemie gaben 70 Prozent der Italienerinnen und Italiener an, keinen Nutzen in der EU-Mitgliedschaft erkennen zu können.

Doch ist an dieser Enttäuschung, diesem Bröckeln des europäischen Zusammenhalts wirklich die EU schuld? Beim genaueren Hinsehen ist das, was eine bessere Krisenreaktion verhindert hat, nur vermeintlich ein Fehler der EU. Es waren die nationalen Alleingänge, die für Unverständnis sorgten – also ein Zuwenig an Europa, nicht ein Zuviel. In den entscheidenden Bereichen, beispielsweise bei der Gesundheitspolitik und den Grenzen, haben die Nationalstaaten noch immer das letzte Wort. Einige sind der Ansicht, dass das auch bitte schön so bleiben sollte. Aber was, wenn nicht ein „grenzenloses“ Virus, kann uns deutlich machen, dass wir die großen Herausforderungen unserer Zeit nicht mehr alleine national lösen können. Damit unser europäischer Zusammenhalt nicht weiter durch die Pandemie gefährdet wird, brauchen



wir daher mutige Schritte. Wir brauchen Solidarität und ja, auch Empathie. Es waren bewegende Bilder, als deutsche Ärzte vor kurzem ihre genesenen italienischen Patienten wiedertrafen, die während der Pandemie nach Deutschland ausgeflogen worden waren. So zupackend, so solidarisch sollte Europa sein. Die Politik und vor allem die Mitgliedstaaten müssen die EU dafür mit den geeigneten Werkzeugen und Befugnissen ausstatten. Ein wichtiger Schritt war die Einigung der Staats- und Regierungschefs auf den europäischen Wiederaufbaufonds, in den viele ihre Hoffnung setzen, die von der Krise schwer gebeutelt werden.

Derzeit verhandelt das Europäische Parlament noch intensiv mit den Mitgliedstaaten darüber, wie dieser Fonds und der EU-Haushalt so eingesetzt werden können, dass die Hilfe auch wirklich bei den Menschen ankommt. Natürlich steht im Vordergrund, die Folgen der Krise abzu-

mildern. Ziel soll aber auch sein, nachhaltige Veränderungen anzustoßen, beispielsweise zu einer klimaneutralen Wirtschaft oder stärkeren Digitalisierung. Diese gemeinsame europäische Anstrengung soll den Zusammenhalt in Europa stärken – wirtschaftlich, sozial, kulturell. Deshalb nehmen wir uns im Parlament die Zeit, genau hinzuschauen und an entscheidenden Stellen Nachbesserungen zu fordern.

Denn unser Zusammenhalt in Europa wird nicht nur von einem Virus bedroht – auch unser gemeinsames Wertefundament aus Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und individuellen Grundrechten bröckelt. Beim Beitritt zur EU haben sich alle Mitgliedstaaten zur Einhaltung dieser Werte verpflichtet. Die EU ist keine reine Wirtschaftsunion, sie war von Anfang an auch als Gemeinschaft konzipiert, in der alle dieselben Werte teilen und gleichzeitig ihre Einzigartigkeit ausleben können. „In Vielfalt geeint“ ist der Leitspruch der Europäischen Union. Wenn einige Staaten nun an diesen Werten zweifeln und sie offen missachten, dann gefährdet das unseren Zusammenhalt ganz unmittelbar. Deshalb ist es umso wichtiger, dass die europäischen Gelder künftig gebunden sind an die Einhaltung von Grundwerten. Nur so können wir mit der neu gewonnenen europäischen Solidarität auch einen langanhaltenden europäischen Zusammenhalt sichern.

Foto Katarina Barley /
katarina-barley.de

Katarina Barley (SPD), geboren in Köln, war von 2013 bis 2019 Mitglied des Deutschen Bundestages und unter anderem Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Seit Mitte 2019 ist die deutsch-britische Politikerin Abgeordnete und Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments.

Text Marion Troja Foto David Ertl

Wenn der Dämon wütet



Manche Menschen haben Mühe, verschiedene Teile ihrer Persönlichkeit zusammenzuhalten. Eine Mutter berichtet von einer Zeit, in der sie Angst vor sich selbst hatte.

Das ist zu viel. Vor ihren Kindern verlor Sabine Bogner die Kontrolle über sich. Mit Fäusten drosch sie auf ihren Freund ein, rasend vor Wut wünschte sie sich, diesen Mann, mit dem sie seit fünf Jahren zusammenlebte, umzubringen. Ihr wurde schlagartig klar: Das ist zu viel. Wie eine Welle durchzog es ihren Körper in solchen Momenten, ein Dämon übernahm das Sagen. „Der Boss ist mächtig“, erklärt die 30-jährige Sabine Bogner, deren richtiger Name ein anderer ist. Sie hat die Kontrolle über sich und ihre Impulse zurückerobert, den Boss als einen Teil ihrer Persönlichkeit in seine Schranken verwiesen. Es ist eine große Aufgabe für die Düsseldorferin, die verschiedenen Anteile in sich zusammenzuhalten. Eine tägliche Übung in Achtsamkeit – zum Schutz für sich selbst und für andere, so beschreibt sie es.

Zwei Jahre sind seit dem Vorfall vergangen. Sie war für sechs Wochen in einer psychiatrischen Klinik und hat danach in der Diakonie-Gruppe „Mütter mit starken Gefühlen“ andere Frauen getroffen, die an Borderline-Symptomen leiden. Mit dieser Diagnose kann sie sich selbst nicht identifizieren, auch Medikamente seien nie eine Option für sie gewesen. Sie beschreibt ihre Schwierigkeiten präzise und wählt ihre Worte. „Ich hatte Angst vor mir selbst. Angst davor, was ich tun könnte.“ Sie sei eigentlich eine sehr ruhige Person, als Kind in der Schule eher schüchtern, vom Vater als „ein bisschen dumm“ bezeichnet. Nicht temperamentvoll, nicht selbstbewusst. In der Schule gemobbt, hatte sie unter den Mitschülerinnen und Mitschülern keinen leichten Stand. „Ich kann mich erinnern, dass ich damals manchmal schreiend rausgerannt bin.“ Sie habe sich schlecht gefühlt und sich selbst an den Pranger gestellt. Andere fanden sie hysterisch.

Mit der ersten Partnerschaft kam dann der Dämon bei der damals 18-Jährigen zum Vorschein. So bezeichnet Bogner den verletzten Anteil ihrer Persönlichkeit. Die gelernte Verkäuferin hatte sich nicht im Griff. Wenn sie etwas triggerte, da reichte manchmal schon eine dahingesagte Bemerkung, wurde sie laut. Und manchmal schlug sie zu – gegen die Wand. Irgendwann auch mal gegen den

Freund. Ein impulsiver Mensch, das klingt fast wie ein Kompliment. Sabine Bogner empfindet das anders. Sie wehrt ab und erklärt: „Wenn es angsteinflößend ist, hat das nichts Sympathisches mehr.“ Es sei wie ein inneres Feuer oder auch das Gefühl zu implodieren. In der Familie oder bei Freundinnen, in ihrem Job oder in der U-Bahn – nie sei sie so ausgeflippt wie beim eigenen Partner. „Man ist innig miteinander und liebt sich. Dieser Mensch lernt am ehesten das wahre Gesicht einer Person kennen.“

An Einzelheiten der Auseinandersetzungen kann sie sich nicht erinnern. Welches Wort was provoziert hat, wann es für wen wie bedrohlich war. Es habe zweimal Anzeigen gegeben, einmal von dem Vater ihrer Kinder gegen sie, ein anderes Mal habe sie ihn selbst wegen tätlicher Gewalt angezeigt. Sie lächelt gequält: „Wir haben uns da nicht so viel gegeben.“ Er habe gewusst, auf welche Knöpfe er bei ihr drücken musste, um sie in Rage zu bringen. Und er habe es immer und immer wieder getan. „Gibt man dem Dämon Futter, will er immer mehr.“

Wie bei einer Sucht habe sich das hochgeschaukelt. Am Ende war die Hemmschwelle niedrig, der Respekt vor dem anderen weg.

Dieses Kapitel habe sie inzwischen abgeschlossen, davon ist Bogner überzeugt. Sie erinnert sich daran wie an ein Parfum, das sie längst nicht mehr benutzt. Vom Ex lebt sie getrennt und übt sich in einem achtsamen Umgang mit sich selbst. Wenn sie an Grenzen komme, nehme sie eine beobachtende Position ein. „Neutral betrachten, was passiert. Nicht werten.“ Das hat sie unter anderem in der Gruppe ein Jahr lang gelernt und mit den anderen Müttern geübt. Sie hat dort Freundinnen gefunden und ihr Selbstwertgefühl gestärkt. „Trainieren muss ich das jeden Tag“, sagt Sabine Bogner. Sei es, bei einem verpassten Termin nicht aus der Haut fahren, oder sei es, auf bekannte Trigger-Themen nicht anzuspringen. „Ich bin so kontrolliert, dass ich auch keine Angst mehr habe, den Kindern zu schaden“, schließt sie. Wenn der Dämon sich mit seiner feurigen Energie wieder zu viel Platz verschaffe, hole sie sich frühzeitig Hilfe. Nicht erst, wenn es zu viel ist.

**„Ich hatte Angst
vor mir selbst,
Angst davor, was ich
tun könnte.“**

„Die innere Anspannung ist enorm“

Maren Straub trifft in der Diakonie Fachberatungsstelle für Familien mit Gewalterfahrung auf Menschen mit Borderline-Symptomen. Die Diplom-Pädagogin weiß, wie vor allem Kinder unter den Gefühlschwankungen ihrer Eltern leiden können.



Frau Straub, ein Symptom für Borderline ist ein sehr impulsives Verhalten. Nun strahlen impulsive Menschen Leidenschaft aus und reagieren überraschend. Macht sie das nicht gerade interessant?

Wie Frau Bogner beschreibt, hat ihr impulsives Handeln für sie etwas Angsteinflößendes und wird von ihr nicht als sympathisch empfunden. Bei Menschen mit Borderline-Symptomatik können kleinste individuelle Reize schnell zu extrem hoher Anspannung führen und starke Emotionen wie zum Beispiel Wut hervorrufen. Die Betroffenen selbst empfinden das als äußerst leidvoll. Das ist nachvollziehbar, denn man geht davon aus, dass das Erleben von innerer Anspannung bei ihnen etwa zehnmal höher ist als bei Nicht-Betroffenen. Sie haben es dadurch sehr schwer, die Kontrolle über ihre Wahrnehmung, ihr Denken und ihr Handeln zu behalten. Impulsive Verhaltensweisen sind häufig die Folge.

Wann werden diese Impulse zum Problem?

Wenn sie ihre impulsiven Handlungen gegen sich selbst etwa im Sinne von selbstverletzendem oder selbstschädigendem Verhalten oder gegen andere richten. Besonders schwerwiegend ist es, wenn Kinder von diesem Verhalten direkt oder indirekt betroffen sind und dadurch ihre gesunde Entwicklung gefährdet ist.

Borderline-Störungen werden in den Medien oft mit prominenten Menschen in Zusammenhang gebracht. Was kennzeichnet diese Krankheit?

Die Borderline-Störung, auch emotional instabile Persönlichkeitsstörung des Borderline-Typs genannt, ist im Wesentlichen gekennzeichnet durch ein tiefgreifendes und überdauerndes Muster von Instabilität in den Affekten, in zwischenmenschlichen Beziehungen und im Selbstbild. Als Leitsymptom der Borderline-Störung gilt die schnell auslösbare extrem hohe innere Anspannung. Betroffenen fällt es meist schwer, ihre Gefühle wahrzunehmen, sie zu differenzieren und angemessen zu regulieren. Gefühle werden entweder gar nicht wahrgenommen oder sehr intensiv erlebt. Im Rahmen dieser emotionalen Extreme versuchen sich Betroffene mit Verhaltensweisen wie zum Beispiel Alkohol- und Drogenkonsum, Selbstverletzungen oder schnellem Autofahren Erleichterung zu verschaffen. Wutausbrüche und Prügeleien als impulsive, nicht steuerbare Reaktionen sind ebenfalls häufig.

Und was löst dieses Verhalten aus?

Auslöser für die extrem hohe Anspannung sind häufig in zwischenmenschlichen Beziehungen zu finden, welche meist sehr intensiv und instabil verlaufen und nicht selten von einem Wechsel der Idealisierung und Abwertung des Beziehungspartners gekennzeichnet sind. Die Angst, verlassen zu werden, und ein verzweifelter Bemühen, das tatsächliche oder vermutete Verlassenwerden zu verhindern, können ebenfalls Kennzeichen der Borderline-Störung sein.

Übrigens zeigt sich bei Menschen mit Borderline-Störung meist auch im Selbstbild eine Instabilität. Sie sind oft unsicher, ihr Selbstwertgefühl ist eher gering, ihr Gefühl für sich selbst häufig gestört. Persönliche Ziele und innere Präferenzen sind ihnen oft unklar.

Wie können Sie Menschen helfen, die zu Ihnen in die Beratungsstelle kommen?

Wir gehen heute davon aus, dass bei der Entstehung der Störung ein Zusammenwirken genetischer, biologischer und psychosozialer Faktoren eine Rolle spielt. Betroffene haben meist in frühester Kindheit und Jugend kein stabiles und feinfühliges Umfeld erlebt, stattdessen jedoch häufig Erfahrungen psychischer, physischer oder sexualisierter Gewalt machen müssen.

Mit unserem Gruppenprogramm „Mütter mit starken Gefühlen“ richten wir uns an Mütter mit einer Borderline-Störung oder -akzentuierung, die aufgrund ihrer eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und entsprechender Symptome Schwierigkeiten mit einer entwicklungsförderlichen Erziehung ihrer Kinder haben. In Anlehnung an ein bewährtes Therapiekonzept (DBT, Anm. der Redaktion) arbeiten die Mütter an ihren Einstellungen und lernen Strategien und Verhaltensweisen kennen, um die Symptome ihrer Erkrankung zu reduzieren. Zum anderen werden sie für die grundlegenden Bedürfnisse von Kindern sensibilisiert, erwerben Bindungs- und entwicklungspsychologische Kenntnisse und üben einen Umgang mit ihren Kindern, der ihre Entwicklung fördert. Ziel des Gruppenangebots „Mütter mit starken Gefühlen“, das auch durch begleitende Einzeltherapiesitzungen ergänzt wird, ist also, sowohl die Borderline-Symptomatik und das einhergehende Leid der betroffenen Mütter zu reduzieren als auch mögliche schädigende Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung.

Das Gespräch führte Marion Troja

Foto Bernd Schaller

„Menschen mit Borderline-Störung sind oft unsicher, ihr Selbstwertgefühl eher gering, ihr Gefühl für sich selbst häufig gestört.“

Die Fachberatungsstelle für Familien mit Gewalterfahrung hält diagnostische und beraterisch-therapeutische Angebote im Einzel- wie auch im Gruppensetting für Kinder und Eltern vor, die von verschiedenen Gewaltformen betroffen sind beziehungsweise waren oder die Gewalt ausüben. Mehr Informationen auf diakonie-duesseldorf.de/familien-mit-gewalterfahrung

Der Satz seiner Frau Renate fuhr Konrad Scholten* durch Mark und Bein. Sie waren im Urlaub in den USA, fuhr gerade auf dem Highway, da fragte sie ihn: „Was machst du eigentlich beruflich?“

Die Diagnose Demenz war da schon einige Jahre her. „Aber am Anfang ist der Prozess ja schleichend“, sagt Konrad Scholten. „Es fing damit an, dass meine Frau kleinere Dinge vergaß, Unwichtiges, vielleicht alle drei, vier Tage etwa.“ Aber eben schon so auffällig, dass Renate Scholten sich in der Uniklinik Düsseldorf untersuchen ließ. Die Diagnose Demenz sei damals dann auch kein Schock gewesen, weil vieles noch ging, erzählt Konrad Scholten. Bis Amerika.

Von da an ging es dann rapider bergab. Den Haushalt führen kann Renate Scholten schon seit einiger Zeit nicht mehr, das macht nun ihr Mann. Kochen, Putzen, Wäschewaschen, Bügeln. „Sie will zwar, und ich lasse sie auch helfen. Aber ehrlich gesagt, ist dann hinterher oft mehr zu tun als vorher.“ Hilfe aber will er sich nicht holen – noch nicht. Wenn er Hilfe beantrage, dann gebe es beispielsweise Termine zur Begutachtung durch den Medizinischen Dienst, so fürchtet er. Seine Frau wisse aber gar nicht mehr, dass sie Demenz habe. „Und warum sollte ich sie damit konfrontieren? Was soll das bringen? Ihr geht es ja ganz gut so. Sie fühlt sich gesund.“

Und ihm? Wie geht es ihm? „Es wäre schöngeredet so wie früher. Man

ist nicht mehr so frei in dem, was man tun kann. Wenn ich meine Frau mal kurz alleine lasse, weiß ich nicht, was passiert. Im besten Fall fragt sie nur, wo ich denn war, obwohl ich ihr es direkt vorher gesagt und sogar noch auf einen Zettel geschrieben habe.“ Einmal in der Woche geht seine Frau zu einer Betreuungsgruppe der Diakonie, sie glaubt, es sei einfach eine

Wie ein Ehepaar trotz Demenz zusammenhält

Kaffeerunde. Dann hat Konrad Scholten mal wenige Stunden frei. Er räumt dann oft auf, weil es einfacher ist, das ohne Diskussionen mit seiner Frau zu machen. Und die Töchter wohnen auch in der Nähe, das ist natürlich eine wertvolle Unterstützung, wenn er mal etwas alleine erledigen muss.

Der Alltag ist anstrengend. Aber noch schlimmer ist für ihn, dass seine

Frau eine andere ist. „Sie war Lehrerin, eine tatkräftige, unternehmungslustige Frau, davon ist heute nichts mehr übrig geblieben. Sie hat keine Eigeninitiative mehr, wartet immer drauf, dass ich etwas vorschlage.“ Dieses „Nicht-mehr-auf-Augenhöhe-Sein“ belastet ihn sehr. „Da muss ich mich auch selber beobachten, dass ich nicht in eine überhebliche Rolle komme, dass ich nicht verbal was bringe, was nicht angemessen ist.“ Wenn Konrad Scholten sich eine Sache auf der Welt wünschen könnte, würde er sich ein Medikament wünschen, das Alzheimer, „dieser blöden Krankheit“, den Garaus macht. „Aber ich weiß, dass ich das nicht mehr erleben werde.“

Und dennoch:

„Wir gehen auch raus, treffen uns weiter mit Freunden. Wir verstecken uns nicht. Wir versuchen, unser normales Leben so lange wie möglich aufrechtzuerhalten.“

Da ist noch ganz schön viel „wir“ ins Konrad Scholtens Formulierungen. „Das ist doch klar. Als wir vor 49 Jahren geheiratet haben, haben wir uns versprochen, in guten wie in schlechten Tagen zusammenzuhalten. Wir hatten viele gute bis sehr gute Tage. Jetzt sind es ja auch nicht komplett schlechte, aber auch nicht mehr so gute. Das gehört eben mit dazu.“

* Name geändert

Text Christoph Wand

Wenn Angehörige von Menschen mit Demenz Hilfe brauchen, gibt es viele Anlaufstellen, die mit konkreter Beratung weiterhelfen. In Düsseldorf sind das zum Beispiel die „zentren plus“ an 32 Standorten in der ganzen Stadt. Diese bieten oft auch Betreuungsgruppen zur Entlastung pflegender Angehöriger an. Mehr Informationen: zentrum-plus-diakonie.de

diakonie



Miteinander!

Ehrenamt in Krisenzeiten



Patrick Guttek, 29 Jahre

Im Stadteilladen bin ich schon seit fünf Jahren dabei. Unter anderem helfe ich dort zum Beispiel Geflüchteten beim Ausfüllen von Formularen. Ich wollte neben meinem regulären Job etwas Sinnvolles tun. Und beim Stadteilladen habe ich sofort gemerkt: Die Arbeit passt zu mir. Die Corona-Krise war für alle eine echte Herausforderung. Viele Menschen, die wir beraten, sprechen noch nicht so gut Deutsch. Das meiste lässt sich deshalb kaum telefonisch klären. Der Stadteilladen hat dann eine Fensterberatung eingerichtet. So können wir die Menschen mit dem nötigen Sicherheitsabstand weiter vor Ort unterstützen. Ich habe großen Respekt vor dem Virus, aber Angst, mich im Kontakt mit den anderen Menschen anzustecken, habe ich nicht. Dazu ist es einfach zu schön, Menschen helfen zu können, und ich hoffe, dass das bald wieder uneingeschränkt möglich ist.



Cornelia Gerbener, 61 Jahre

Ich arbeite zwei Tage in der Woche ehrenamtlich bei der Evangelischen Tafelausgabe der Diakonie und war von Anfang an mit dabei, als die Tafel wieder geöffnet hat. Am besten gefällt mir an der Lebensmittelausgabe, dass das Team der Ehrenamtlichen vor Ort die Arbeit, wie Lebensmittel sortieren, Tüten packen etc., mit viel Engagement einfach macht. So lässt sich wirklich etwas bewegen. Mein Eindruck ist, dass jetzt noch mehr Menschen auf Lebensmittelspenden angewiesen sind als früher, darunter auch immer mehr junge Menschen. Die Menschen, die zur Lebensmittelausgabe kommen, haben oft sehr viel Leid erlebt und ihnen geht es auch körperlich schlecht. Das macht nachdenklich, bestärkt mich aber auch darin, dass wir etwas Sinnvolles mit unserem Einsatz bei der Tafel machen. Früher habe ich für eine Bank gearbeitet und mich oft gefragt, wofür ich das eigentlich mache. Was mir zurzeit fehlt, ist, den Menschen, denen es schlecht geht, noch mehr zuhören und sie in den Arm nehmen zu können. Aber das ist wegen Corona nicht möglich.

Zahlreiche Ehrenamtliche haben sich während der strengen Kontaktbeschränkungen in der Corona-Zeit und danach für Menschen in Düsseldorf engagiert: in den „zentren plus“ Einkaufshilfen für ältere Menschen organisiert, Lebensmittel an Bedürftige verteilt oder Menschen beraten, die durch Corona auch persönlich in eine Krise gestürzt sind. Vier von ihnen stellen wir hier vor – aber der Dank gehört natürlich allen, die sich in diesen Zeiten für andere einsetzen.

Mehr Informationen über das Ehrenamt bei der Diakonie gibt es unter: diakonie-duesseldorf.de



Daniel Brunzema, 50 Jahre

2015 habe ich angefangen mich in der Flüchtlingshilfe zu engagieren, erst am Drehkreuz am Düsseldorfer Flughafen, später dann in der Unterkunft an der Meineckestraße im Düsseldorfer Stadtteil Golzheim. Meine Frau und ich organisieren dort verschiedene Freizeitangebote, zum Beispiel auch ein Café für Geflüchtete, das in der Regel einmal im Monat stattfindet. Während der Corona-Zeit hat sich unsere Arbeit sehr verändert. In den Unterkünften können bis heute keine Veranstaltungen stattfinden. Mit einigen von dort treffe ich mich aber auch weiterhin – nur eben außerhalb der Unterkunft, zum Beispiel zum Spaziergehen. Die meisten sind auf mich zugekommen, um zu fragen, ob man nicht mal gemeinsam etwas unternehmen könne. Ich habe den Eindruck, dass wir Ehrenamtlichen in dieser Zeit so etwas wie die Brücke zur Normalität darstellen und deshalb das Bedürfnis nach Kontakt so groß ist. Fürs Ehrenamt habe ich mich damals entschieden, weil ich sehr viel Glück im Leben hatte und anderen gerne etwas zurückgeben wollte – und dafür auch die nötige Zeit habe. Das Schöne am Ehrenamt ist, dass ich sehr viel zurückbekomme. Mit einer Familie, die mittlerweile in einer eigenen Wohnung lebt, haben meine Frau und ich immer noch Kontakt. Wir laden uns jetzt von Zeit zu Zeit gegenseitig zum Essen ein – aus dem ehrenamtlichen Kontakt wurde also ein privater.



Axel Loose, 57 Jahre

Ich helfe ehrenamtlich in der Tagesstätte Shelter in der Küche mit und bei allem, was darum herum erledigt werden muss. Ich habe auch früher schon hier im Shelter als Ein-Euro-Jobber gearbeitet. Hier habe ich mich immer wohlfühlt, darum engagiere ich mich jetzt auch ehrenamtlich. Die Krise haben die Tagesstätten gut gemeistert. Natürlich muss man die Gäste im Moment oft erinnern, ihre Maske anzuziehen, bevor sie die Tagesstätte betreten. Aber das ist eigentlich alles. Im Moment ist der Zugang noch auf 15 Personen beschränkt. Deshalb müssen manche Menschen draußen warten, bis drinnen ein Platz für sie frei ist.



Die Problemlöserin

Fünf Jahre ist es her, dass eine große Anzahl geflüchteter Menschen in Düsseldorf Hilfe suchte. Und der Hilfebedarf weltweit ist weiterhin groß. Wie ist die Situation in den Unterkünften heute? Wir haben Amelie Ohren, die Geflüchtete in den Unterkünften berät, einen Tag lang begleitet.

Zwei Männer lehnen geduldig wartend an dem Treppengeländer vor der Türe mit der Aufschrift „Büro/Verwaltung“. Einer tippt auf seinem Handy, der andere hält einen Stapel Papiere in der Hand. Eine junge Frau schiebt ihr leise quengelndes Baby beruhigend im Kinderwagen vor einer roten Containerwand auf und ab.

Hinter der Türe, durch eine Plexiglasscheibe von dem Raum für Besucherinnen und Besucher getrennt, bringen Amelie Ohren und ihre Kolleginnen und Kollegen von der Sozialberatung für Geflüchtete in den städtischen Unterkünften der Diakonie und von der Verwaltung der Unterkunft, die von der Stadt betrieben wird, sich gegenseitig auf den aktuellen Stand: Gibt es möglicherweise Konflikte zwischen Bewohnerinnen und Bewohnern, die sich ein Zimmer teilen? Wurden die Reste der kindlichen Wasserschlacht in der Gemeinschaftsküche beseitigt? Haben sich die Ämter zu Einzelfallanfragen zurückgemeldet? „Wir arbeiten sehr gut und vertrauensvoll mit den Verwaltern zusammen“, erzählt Amelie Ohren. „So können wir noch schneller auf Anfragen der Bewohnerinnen und Bewohner reagieren.“

Die junge Frau ist als Erste dran. Weil die Treppe mit dem Kinderwagen schwer zu erklimmen und das Wetter gut ist, berät Amelie Ohren sie vor der Türe. Es geht um die Geburtsurkunde des Babys. Ohren sagt der jungen Frau zu, Kopien von ihren Papieren anzufertigen und diese erneut via E-Mail an das Standesamt zu schicken, damit die Urkunde hoffentlich endlich ausgestellt werden kann. „Eigentlich benötigt das Standesamt Originale, aber die werfen Sie ja nicht ohne Weiteres in den Briefkasten, und Termine werden zum Infektionsschutz aktuell kaum vergeben.“

Das nächste Gespräch findet hinter dem mit einer Plexiglasscheibe

versehenen Schreibtisch im Büro statt. Ohren schiebt das Handdesinfektionsmittel zur Seite und schlägt ihr Notizbuch auf, um das Beratungsgespräch und die damit verbundenen Aufgaben zu dokumentieren. Seit sechs Jahren sei der Mann schon in Deutschland, finde in Düsseldorf aber trotz Wohnberechtigungsschein keine eigene Wohnung für seine achtköpfige Familie. „Mein ältester Sohn macht seine Hausaufgaben am Boden, während die Kleinen darüberrennen“, erzählt er. Einen Anruf später verlässt der Familienvater das Büro mit einem gelben Klebzettel, auf dem ein Termin bei einer Kollegin der Wohnraumvermittlung der Diakonie notiert ist.

Der nächste Bewohner ist an der Reihe. Durch ein Fenster in der Plexiglasscheibe tauscht er einen Antrag auf Verlängerung seiner Krankenversicherung gegen Amelie Ohrens „Corona-Liste“, in die sich alle Klientinnen und Klienten zur Nachverfolgung der Beratungskontakte mit Namen und Zimmernummer eintragen müssen. Ohren liest sich den Antrag durch und füllt die fehlenden Punkte gemeinsam mit dem Bewohner aus. „Das Schreiben müssen Sie nur noch abschicken, dann ist das Thema abgeschlossen“, erklärt Amelie Ohren, erfreut, dass sich die Angelegenheit für diesen Klienten so schnell klären ließ. Bei vielen anderen Anliegen sei deutlich mehr Geduld gefragt. „Manchmal kann es Wochen oder Monate dauern, bis eine Lösung gefunden ist – etwa wenn es um die Erstellung von Geburtsurkunden, den Erhalt von Sozialleistungen oder die Kontaktaufnahme mit Ämtern geht, die stark frequentiert sind.“

Die Liste der Anfragen ist lang und so vielfältig wie die Menschen in der Unterkunft – ausgelegt für 245 Menschen, derzeit zu zwei Dritteln belegt. Vielfältig sind auch ihre Fragen: Von der Terminvermittlung für Fachberatungen, Arztbesuche oder

„Manchmal kann es Wochen oder Monate dauern, bis eine Lösung gefunden ist.“



2



Amelie Ohren im Beratungsgespräch:
Für jede gelöste Anfrage scheint irgendwo
in der Unterkunft eine neue aufzutauchen.

Sprachkurse bis hin zur Hilfe bei der Wohnungssuche, dem Ausfüllen von Formularen oder der Kontaktaufnahme mit Behörden ist alles dabei.

Der nächste Ratsuchende lebt erst seit kurzem in Düsseldorf und versteht noch kaum Deutsch. Deshalb ruft er bei einem Bekannten an, der bei aktiver Lautsprecher-Funktion des Smartphones übersetzt. Eine gängige Notlösung, da Dolmetscherinnen und Dolmetscher für die Beratung nicht immer ad hoc zur Verfügung stehen. Der Mann hat einen Einschulungsantrag für seine Tochter dabei, in welchen Amelie Ohren rasch die Wunschschulen des Kindes einträgt und zum Kopierer zwei Zimmer weiter mitnimmt, vorbei an dem Wartebereich im Nachbarraum, aus dem Stimmenwirrwirr dringt.

Das nächste Gespräch führt Amelie Ohren auf Französisch – keine Seltenheit bei zwei Beratungstagen die Woche mit je durchschnittlich 10–15 Einzelgesprächen und Klientinnen und Klienten aus den unterschiedlichsten Herkunftsländern. Während

das sechs Monate alte Baby der französischsprachigen Klientin unbeeindruckt mit seinen Füßen spielt und leise vor sich hin blubbert, kümmern sich die Erwachsenen um eine fehlende Meldebescheinigung.

Vor der Türe warten bereits die nächsten Bewohnerinnen und Bewohner. Für jede gelöste Anfrage scheint irgendwo in der Unterkunft eine neue aufzutauchen. „Ich weiß morgens nie, was auf mich zukommt, aber genau das macht die Arbeit so spannend und für mich reizvoll“, berichtet Amelie Ohren. „Und wir finden immer Wege, um zu helfen.“ Vorbei ist der Tag für sie nach den Sprechstunden noch lange nicht: Die Nachbereitung nimmt viel Zeit in Anspruch. Schließlich müssen die Vorgänge auch noch dokumentiert und nachverfolgt werden.

In den über 20 städtischen Unterkünften in Düsseldorf leben derzeit rund 3800 Geflüchtete (Stand September 2020). An acht Standorten sind Mitarbeitende der Diakonie tätig, um den Menschen zu helfen, ihre Angelegenheiten zu klären und in der neuen Heimat Fuß zu fassen. Große Unterstützung gibt es auch in den Welcome Points der Diakonie von Ehrenamtlichen, die zum Beispiel beim Ausfüllen von Formularen helfen, Hausaufgabenhilfe anbieten oder Freizeitangebote organisieren.

Text Stefanie Eß
Fotos David Ertl

Freiwilligen- dienst am



Flughafen

Pflegeheim, ja. Jugendtreff auch. Aber der Flughafen als Einsatzort für ein Freiwilliges Soziales Jahr? Ungewöhnlich. Aber Hannah Lingnau hat es gemacht und ihr Jahr am Düsseldorf Airport absolviert, genauer: bei der Ökumenischen Flughafen-seelsorge.

Arbeiten, wo andere in den Urlaub starten: Der Flughafen ist tatsächlich ein außergewöhnlicher Ort für den sozialen Einsatz. Hannah merkte das bereits, bevor das Freiwillige Soziale Jahr überhaupt losging. Nach ihrem Abi wollte sie sich sozial engagieren, bevor das Studium startet. Da bei der Flughafen-seelsorge kurzfristig ein Platz frei war, konnte Hannah fast sofort anfangen. Fast. Denn ohne Sicherheitsüberprüfung auch kein Einsatz am Flughafen. Schließlich ist die Seelsorge in allen Bereichen gefragt, auch hinter den Sicherheitskontrollen. Den entsprechenden Ausweis, der die Berechtigung dafür anzeigt, tragen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Seelsorge wie alle anderen Flughafen-Mitarbeitenden immer sichtbar bei sich.

„Wir sind Teil der Flughafen-Familie“, sagt Hannah Lingnau. „Das ist schon ein besonderes Gefühl.“ Man merke, dass die Flughafen-Mitarbeitenden die Arbeit der Seelsorge sehr schätzen. Schließlich kümmert sich die Seelsorge oft um die Fälle, wo alle anderen nicht mehr wissen, was zu tun ist. Hannah Lingnau erinnert sich an einen Geschäftsmann, einen trockenen Alkoholiker, der im Hotel vor seinem Abflug rückfällig geworden war. „Der kam dann sturzbetrunkener zu uns, er hatte sein Portemonnaie verloren und wusste nicht, wie es weitergeht. Unsere Aufgabe war es dann, ihn so lange im Gespräch zu halten, bis mit der Polizei alles geklärt war. Sein Portemonnaie wurde dann gefunden, und er konnte sogar später weiterfliegen.“ Andere stranden ohne Geld am Flughafen, weil ihr Flug gestrichen wurde. Oder sie brauchen ein offenes Ohr, weil sie kurz vor dem Abflug in ihre Heimat stehen, um dort zur Beerdigung eines nahen Angehörigen zu gehen. „Es ist die ganze Breite des Lebens, die wir mitbekommen“, sagt Hannah Lingnau. „Und das macht es so spannend.“ Sogar Flaschensammler gebe es am Flughafen. „Die fallen gar nicht so auf, aber wenn man jeden Tag hier ist, bekommt man einen ganz anderen Blick.“

Die Seelsorge am Düsseldorf Airport hat, und das ist etwas Besonderes, einen eigenen Schalter im Terminal. Aber die Arbeit geschieht überall, im Terminal, an den Abflug-Gates und überall dort, wo auch Mitarbeitende des Flughafens oder der Fluggesellschaften sind. Denn auch für die ist die Flughafen-seelsorge da. „Das hat man jetzt besonders in der Corona-Zeit gemerkt, wie sehr die Menschen Gespräche brauchen“, berichtet Hannah Lingnau. Persönliche Probleme gebe es immer, aber jetzt seien die konkreten Sorgen um die Gesundheit oder den Arbeitsplatz dazugekommen. „Und es gab endlich mal Zeit, darüber zu reden, weil es am sonst so hektischen Flughafen Leerlauf gab.“

Wenn solche Themen auftauchen, kann die Arbeit in der Flughafen-seelsorge ganz schön belastend sein. Und das muss man als junger Mensch erst einmal aushalten. „Aber erstens habe ich mir die Stelle ja ausgesucht“, sagt sie. „Und zweitens gab es sowohl eine Vorbereitung als auch eine Menge begleitende Unterstützung, zum Beispiel wöchentliche Reflexionsgespräche, wo man noch mal alle Situationen durchgehen konnte.“

Nach einem Jahr hat sie so viel mitgenommen. „Ich habe wirklich viel gelernt“, sagt sie. „Ich kann mich zum Beispiel viel besser abgrenzen und kenne auch meine eigenen Grenzen besser.“ Und die Feedback-Kultur sei wirklich großartig gewesen. „Ich habe ständig und sofort Rückmeldung zu meiner Arbeit bekommen, das war toll. Das will ich später auch mal so machen.“ Als Theologin kann sie das sicher gut gebrauchen. Das Studium dazu hat Hannah Lingnau jetzt begonnen.

Fit für die Schule

Text Anne Wolf Foto Petra Warrass

Das Projekt Fit für die Schule ist 2016 an einigen Kitas der Diakonie Düsseldorf gestartet, um Kindern, die mit ihren Eltern nach Deutschland geflüchtet waren, den Übergang von der Kita zur Schule leichter zu machen. Von den gesammelten Erfahrungen profitieren heute alle Kitas der Diakonie.

Manchmal ist uns gar nicht bewusst, dass wir mit der Wahl unserer Sprache andere verunsichern können. Wenn wir über den fünfjährigen Melek sagen, dass er „nur“ einen Onkel hat, kann das ein Kind schnell in Selbstzweifel stürzen. Schließlich ist der Onkel ein Teil seiner Familie, seit die Eltern den kleinen Jungen in Hast in ein Flugzeug nach Deutschland setzten, um ihn aus Syrien in Sicherheit zu bringen, und selbst zurückblieben. „Mit dem kleinen Marker geben wir ihm aber zu verstehen, dass seine Familie anders ist als die der anderen und damit nicht gleichwertig“, erklärt Anke Strehlke, bei der Diakonie zuständig für das Projekt „Fit für die Schule“. „Uns fällt das nicht weiter auf, aber Kinder nehmen solche sprachlichen Markierungen der Erwachsenen sehr sensibel wahr.“

Eigentlich war das Projekt „Fit für die Schule“ anfangs vor allem dar-

auf ausgelegt, Kindern mit Fluchthintergrund den Übergang von der Kita in die Schule zu erleichtern. Dass jetzt solche Themen wie die Auseinandersetzung mit unbewussten sprachlichen Mustern in das Projekt Einzug gehalten haben, macht deutlich, dass die Kinder- und Jugendarbeit keinen starren Konzepten folgen kann. „Wir müssen immer auch die Bedürfnisse der Menschen im Blick behalten, um die es eigentlich geht“, sagt Strehlke.

An den Start war das Projekt 2016 gegangen, als die Kitas viele Kinder aufnahmen, die mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen oder ganz alleine zu Verwandten geflüchtet waren. „Der erste Schultag ist für alle Kinder eine aufregende Angelegenheit, aber für Kinder, für die alles neu ist in ihrer Umgebung, noch einmal eine besondere Herausforderung“, erläutert Strehlke den Hintergrund. Deshalb richtete die Diakonie an einigen Kitas

Kleingruppen ein, in denen geflüchtete Kinder zusammenkamen mit solchen, die schon immer in Deutschland leben. So konnten durch „Fit für die Schule“ Freundschaften entstehen, die über den Kindergarten hinaus Bestand haben, in denen die einen von den anderen lernen: Was es heißt, in Deutschland aufgewachsen zu sein, und wie es sich in einem ganz anderen Teil dieser großen Welt lebt.

Unterstützung gab es dabei von Ehrenamtlichen wie Daniela Gottwald. Daniela Gottwald liebt Kinder, hat zahlreiche Nichten und Neffen und war von Anfang an von der Projektidee überzeugt. Klar, erst habe sie ein bisschen Sorge gehabt, ob sie das schaffe, eine kleine Schar von Kindern zu betreuen, von denen einige kaum Deutsch sprachen. „Aber die Kinder haben es mir unglaublich leicht gemacht“, sagt sie.

Die Ehrenamtlichen schauten einmal in der Woche in der Kita vorbei,



unternahmen mit den Kindern Ausflüge, um mit ihnen die nähere Umgebung zu erkunden, trainierten mit ihnen den künftigen Schulweg oder besuchten mit ihnen wichtige Institutionen im Stadtteil wie Feuerwehr oder Polizei.

Dabei zeigte sich: Die geflüchteten Kinder fanden sich schnell zurecht, aber es fiel ihnen schwer, ihr Wissen anderen mitzuteilen. Denn Fragen zu stellen oder miteinander zu diskutieren, wenn man die Sprache noch nicht so gut beherrscht – das alles erfordert Selbstvertrauen.

Und so passte sich das Projekt den Gegebenheiten an. Gemeinsam mit Mitarbeitenden der Diakonie entwickelten die Ehrenamtlichen Konzepte, um Kindern und ihren Eltern zu vermitteln, dass ihre Erfahrungen in der Kita wertgeschätzt werden. „Dabei ging es vor allem darum, den Familien die Sorge zu nehmen, sie könnten unseren Ansprüchen nicht genügen,

nur weil sie einen anderen Hintergrund haben als wir“, erläutert Strehlke die Problemstellung. „Hinzu kommt, dass viele Eltern keine guten Erfahrungen mit den Behörden gemacht haben und lieber nicht zu viel von sich preisgeben, weil sie Sorge haben, ihre Offenheit könnte ihnen schaden.“

Aus den speziell auf geflüchtete Kinder zugeschnittenen Konzepten, die Ehrenamtliche und Mitarbeitende gemeinsam entwickelt haben, ist nun ein Methodenkoffer mit Anleitungen für Spiel-, Spaß- und Bewegungsangebote entstanden, der an allen Kitas der Diakonie verteilt wird. Der Koffer enthält auch eine Broschüre mit Tipps, wie Mitarbeitende auch die Eltern in ihre Arbeit einbeziehen können, und ein Plädoyer für einen sensiblen Sprachgebrauch. So profitieren am Ende alle Kitas von den Erfahrungen aus einem Projekt, das anfangs nur an einigen Kitas an den Start gegangen war.

Das Projekt „Fit für die Schule“ wurde gefördert von der Stiftung Kunst, Kultur und Soziales der Sparda-Bank West. Die Stiftung hat auch die Entwicklung des Methodenkoffers unterstützt.



4 Frauen

In NRW waren 2019 rund 1500 Frauen wohnungslos. Und in der Krise hat sich die Situation für viele von ihnen noch einmal verschärft. In der Icklack, einer Einrichtung der Diakonie Düsseldorf, können wohnungslose Frauen Kraft tanken und in ein neues Leben starten. Ein Hausbesuch.

Es ist einer der letzten warmen Spätsommertage im September. Die Hitze staut sich im Garten, die Pflanzen wuchern wild trotz der anhaltenden Trockenheit. Vier Frauen haben es sich im Garten gemütlich gemacht, eine von ihnen schenkt sehr schwarzen Kaffee ein. Die Frauen diskutieren über die richtige Menge Kaffee pro Kanne. Acht Löffel sollten es mindestens sein, sagt die eine. Sieben Löffel reichten auch, das mache kaum einen Unterschied, findet die andere. Die vier Frauen könnten Freundinnen sein.

Doch die vier Frauen verbindet mehr als Freundschaft, sie hat das Schicksal zusammengebracht. Denn manchmal reicht Freundschaft einfach nicht aus. Dann braucht es Menschen, die Ähnliches erlebt haben, um einen neuen Halt im Leben zu finden und um sich wieder nach draußen wagen zu können, in diese verrückte Welt, die nicht immer allen Gutes will.

Da ist zum Beispiel Sylvia, lange Haare, Brille, die so interessiert und fröhlich wirkt und die von sich selbst sagt: „Ich war ganz unten. Aber ich habe es geschafft, mich wieder aufzurappeln.“ Sylvia ist aus einer Beziehung mit einem Mann geflohen, der ihr nicht guttat – ohne einen Zufluchtsort zu haben. Kurz danach kam die psychische Krise. „Das war einfach alles zu viel damals“, sagt sie.

Dann gibt es da noch Renate, langes braunes Haar, adrett gekleidet. Auch Renate ist, so erklärt sie, „aus einer toxischen Beziehung geflohen“ – ohne zu wissen wohin. Mehr will sie dazu nicht sagen.

Oder Marina. Marina kann nicht gut alleine sein. Deshalb zog sie aus Berlin zu ihrem Sohn nach Düsseldorf. Doch sie merkte schnell, dass das Zusammenleben nicht gut funktionierte. Marina hat eine psychische Erkrankung. Sie hatte Sorge, ihren Sohn zu überfordern. Sie verließ die Wohnung, ohne einen Platz zum Schlafen zu haben.

Elisa ist die Jüngste im Bunde. Sie ist 22 Jahre alt. Vor vier Monaten war sie aus Baden-Württemberg zu ihrem Freund und dessen Eltern nach Düsseldorf gezogen. Drei Monate lebte sie dort. Dann sagten die Eltern des Freundes ihr, dass sie ausziehen müsse. Elisa stand auf der Straße. Zu ihren Eltern zurück wollte sie nicht. „Da ist zu viel vorgefallen“, sagt sie.

Sylvia, Renate, Marina und Elisa haben noch eine Gemeinsamkeit. Sie fanden Zuflucht in der Icklack, einer Einrichtung, die Frauen ohne Wohnung dabei hilft, wieder in einen

Text Anne Wolf

Foto Gerald Biebersdorf



geregelten Alltag zu finden. In der Icklack verpflegen sich die Frauen selbst, kümmern sich um Haus und Garten, übernehmen Aufgaben wie den Telefondienst am Empfang, den Kaffeeausschank in der Cafeteria oder helfen in der Waschküche aus. Außerdem bekommt jede Bewohnerin eine persönliche Betreuerin zur Seite gestellt, die sie dabei unterstützt, Anträge bei Ämtern und Behörden zu stellen, bei Bedarf therapeutische Hilfen vermittelt oder bei der Wohnungssuche hilft.

„Zuerst geht es aber darum, die Frauen ankommen zu lassen, ihnen einen Raum zu bieten, in dem sie neue Kräfte tanken können, um ihr Leben wieder selbst in die Hand nehmen zu können“, sagt Stefanie Volkenandt, Leiterin der Icklack. Dabei unterstützen sich die Frauen auch gegenseitig. „Man meint immer, Frauen in solchen Lebenslagen seien zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf andere aufzugeben, aber das Gegenteil ist der Fall“, sagt Volkenandt. Sylvia, Renate, Marina und Elisa sehen das genauso: „Während des Lockdowns und in der Krise ist vielen von uns die Decke auf den Kopf gefallen“, berichtet zum Beispiel Renate. Die Gefahr, sich zu verkrachen, sei groß gewesen. „Aber wir haben gelernt, auch einmal fünfzig gerade sein zu lassen und uns selbst zurückzunehmen. Dadurch haben wir die Zeit gemeinsam gut überstanden.“

Elisa und Renate kochen Kaffee in der Gemeinschaftsküche der Icklack. Auch in Krisenzeiten unterstützen sich die Frauen gegenseitig.

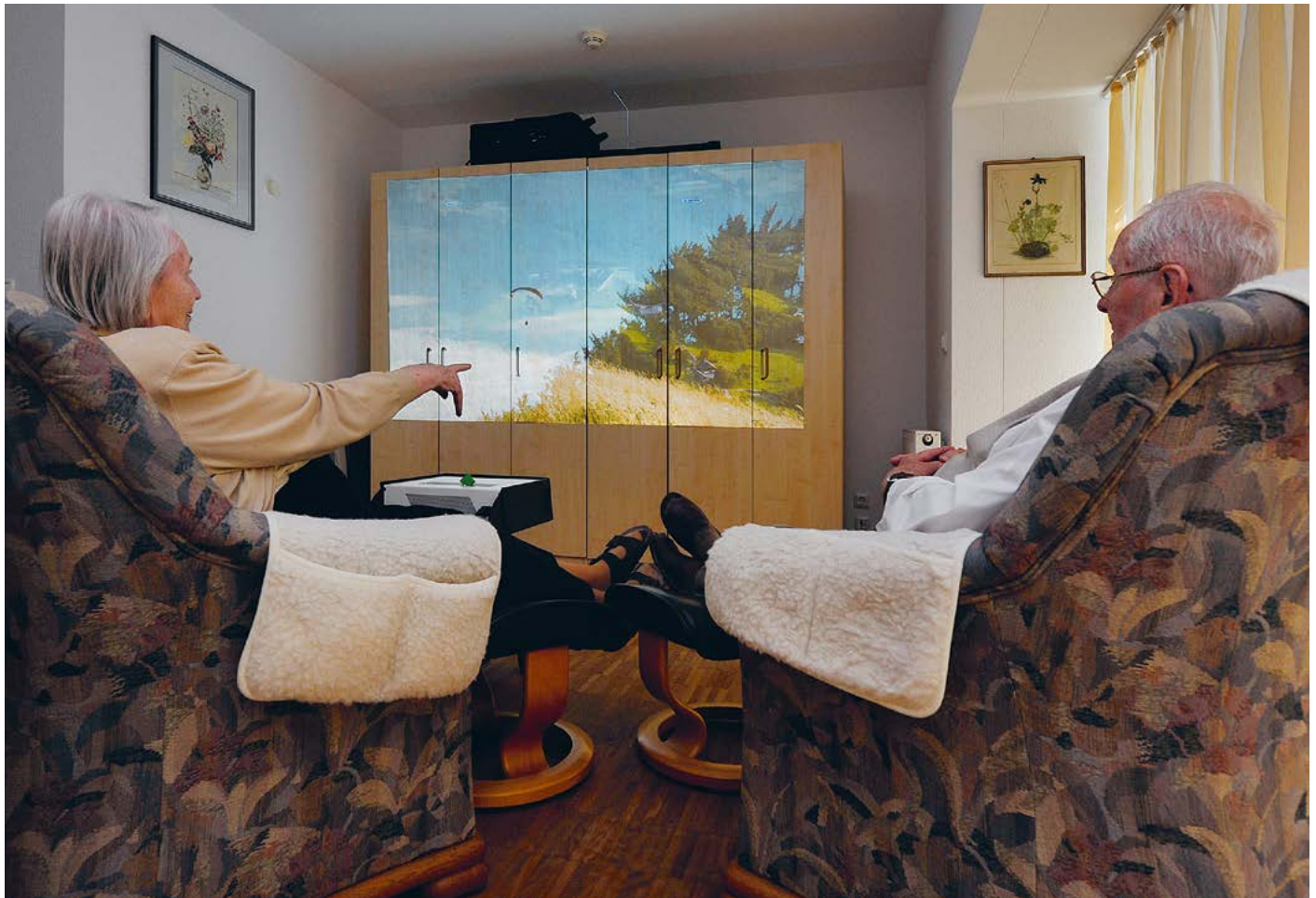
Renate lebt seit zwei Jahren in der Icklack und ist jetzt auf der Suche nach einer eigenen Wohnung. Eigentlich wollte sie schon nach einem halben Jahr ausziehen. „Aber da habe ich plötzlich gemerkt: Ich bin noch gar nicht so weit“, sagt sie. Auch deshalb schätze sie die Icklack: „Hier bekomme ich die Zeit, die ich brauche, um wieder Fuß zu fassen.“

Die Wohnungssuche ist nicht leicht, Renate hat auf ihre Anfragen schon 30 Absagen bekommen. Aber sie bemüht sich, nicht aufzugeben, in wenigen Tagen hat sie ihren ersten Besichtigungstermin und hofft, dass es diesmal klappt. Dass das möglich ist, hat Sylvia bewiesen, denn sie hat es geschafft, lebt schon länger in einer eigenen Wohnung. Jetzt kommt sie nur noch zum Arbeiten zum Icklack – über das Teilhabechancengesetz hat sie dort eine Stelle als hauswirtschaftliche Assistenz bekommen. „Das brauche ich auch“, sagt sie und lacht. „Die Icklack gibt mir Halt.“ Aber sie hat auch neue Freundinnen gewonnen. Denn so eng der Zusammenhalt auch sei, einmal ausgezogen, sei es wichtig, sich ein eigenes Leben aufzubauen. „Die Frauen treffen sich nach ihrem Auszug nur noch selten miteinander“, weiß Volkenandt. Das sei aber ein gutes Zeichen. Denn so sehr das Schicksal auch zusammenschweiße: „Irgendwann müssen die Frauen loslassen und ein neues Leben beginnen.“

Nachtrag vor Redaktionsschluss: Leider hat Renate die Wohnung, die sie sich angesehen hat, nicht bekommen. Sie ist weiter auf der Suche.

Wohnungslose Frauen können bei der Diakonie Düsseldorf in verschiedenen Einrichtungen Hilfe bekommen, der Notschlafstelle Ariadne und der Kleinen Ariadne (für Mütter mit Kindern) oder der Icklack. Im TrebeCafé bekommen Mädchen und junge Frauen, die auf der Straße leben, Unterstützung. In der Corona-Krise hat sich die Situation in vielen Einrichtungen noch einmal verschärft. Die Einrichtungen sind dringend auf Spenden angewiesen. Mehr Informationen unter: diakonie-duesseldorf.de





Virtueller Waldspaziergang

In den Pflegeheimen der Diakonie können die Bewohnerinnen und Bewohner jetzt digital verreisen.

Text Stefanie Eß

Foto Gerald Biebersdorf

Heinrich Steffens und seine Frau Annemarie haben ihre Lieblingssessel dicht zusammengeschoben. Sie schauen zufrieden auf ihre Schrankwand. Darauf bewegen sich herbstbunt verfärbte Bäume mit leisem Rauschen sachte im Wind, und kleine Wellen plätschern ans Ufer eines Sees mit kristallklarem Wasser. Am Horizont ragt eine Bergkette hoch vor dem tiefblauen Himmel auf.

„Wo sind wir jetzt gerade?“, fragt die 88-Jährige, ohne den Blick abzuwenden. Sie hat die Füße vor sich auf den Schemel gelegt. Das Videobild des mobilen Projektors Qwiek.up, der speziell für ältere Menschen konstruiert wurde, hat die Seniorin und den Senior völlig in den Bann gezogen. „In den österreichischen Alpen“, antwortet ihr Frank Monen, Betreuungsassistent im Dorothe-Sölle-Haus, einem Pflegeheim der Diakonie Düsseldorf in

Oberkassel, der das Doppelzimmer des Ehepaares zum Heimkino abgedunkelt und das auf einem eckigen grünen USB-Stick gespeicherte Video gestartet hat.

Zwei- bis dreimal pro Woche kommt der Projektor im Wohnbereich zum Einsatz, bei schlechtem Wetter öfter. Manchmal im großen Speisesaal, wo dann – außer in Corona-Zeiten – über 20 Bewohnerinnen und Bewohner schunkelnd, klatschend und leise singend ein Konzert von André Rieu auf Großleinwand verfolgen oder in einer kleinen Zeitreise Erinnerungen zu Werbeanzeigen aus ihrer Jugend austauschen können. Manchmal wirft Monen den Projektor aber auch direkt in den Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner an. Wenn die älteren Menschen sich nicht mehr aufsetzen können, wird das Bild einfach an die Zimmerdecke über dem Bett projiziert.

„Das ist abwechslungsreiche Unterhaltung, die den Geist aktiviert und die Bewohnerinnen und Bewohner dazu einlädt, sich über das Gesehene auszutauschen“, erklärt Monen. „Zum Beispiel wenn wir den älteren Menschen von den Angehörigen bereitgestellte Fotos aus ihrem Leben zeigen.“ Aber auch die hinterlegten Geräusche oder die Landschaftsbilder aktivierten und trainierten das Gedächtnis.

„Wie am Königssee, wo wir uns kennengelernt haben“, findet Annemarie Steffens und sieht ihren Mann an. „Wie lange ist das jetzt her? Letztes Jahr hatten wir goldene Hochzeit, oder?“, überlegt der 91-Jährige. Das muss Annemarie Steffens direkt nachprüfen und zieht ihren Ehering vom Finger, während sie leise die im Hintergrund ertönende Klaviermusik mitsummt. „September 1958“ steht in verschnörkelter Schrift auf der Innenseite des Ringes. Damit ist das Ehepaar sogar schon seit 62 Jahren verheiratet. „So lange hast du es schon mit mir ausgehalten“, witzelt Heinrich Steffens und gibt seiner lachenden Frau einen Kuss.

Das Ehepaar Steffens wohnt seit einem halben Jahr im Dorothee-Sölle-Haus und hat in dieser Zeit bereits verschiedene „Erlebnismodule“ ausprobiert. Das Paar hat schon ein Aquarium mit farbefrohen Fischen besucht, Handwerkern bei ihrer Arbeit zugesehen und Tänzerinnen und Tänzer in farbenfrohen Kleidern bewundert. „Herrlich, wie schön dieses gelbe und rote Laub ist“, urteilt Annemarie Steffens über den virtuellen Waldspaziergang. „Das könnte auch in meiner Heimat im Sauerland sein“, findet sie, während Heinrich Steffens eher an die Wälder in Urdenbach denken muss. In einem Punkt sind sich die beiden aber einig: „Die Strecke selbst laufen – das schaffen wir gesundheitlich nicht. Aber so ist es beinahe so, als wären wir selber vor Ort.“

Zwei Welten

Seit elf Jahren engagieren sich Mitarbeitende der Deutschen Bank in der Tagesstätte Shelter für Wohnungslose. Ein Erfolgsprojekt.

An wenigen anderen Orten treffen die Welten so aufeinander wie rund um die Düsseldorfer Königsallee. Hier sind Luxusgeschäfte und repräsentative Bankhäuser genauso zu finden wie Wohnungslose. Zwei Welten, die nichts miteinander zu tun haben, mag man meinen. Und dann diese Geschichte: Seit elf Jahren engagieren sich Mitarbeitende der Deutschen Bank ehrenamtlich für die Menschen, die die Diakonie-Tagesstätten für wohnungslose Menschen „Shelter“ besuchen – beim jährlichen Social Day. „Damals hat sich in Düsseldorf ein neues Team von Firmenkundenbetreuern zusammengefunden“, erinnert sich Kirstin Meyer, die seit dem ersten Social Day für die Deutsche Bank dabei ist. „Und es war damals schon gute Tradition, dass Teams sich für ein soziales Projekt engagieren. Uns war wichtig, etwas für Menschen zu tun, die nicht so im Fokus stehen, und da sind wir auf das Shelter gestoßen.“

Beim Social Day spendet die Bank einen Betrag für eine wohltätige Aktion, wichtig ist aber vor allem, dass die Teams die soziale Aktion planen und durchführen. „Unsere erste Aktion war ein Weihnachtsessen, das wir im alten Shelter an der Ratinger Straße vorbereitet haben. Wir haben auch den Service übernommen und das Essen und die Getränke serviert. Das war ein besonderes Erlebnis“, erzählt Kirstin Meyer.

In anderen Jahren besuchten die Mitarbeitenden gemeinsam mit den wohnungslosen Menschen das Haus der Geschichte in Bonn oder den Wuppertaler Zoo. Eine Aktion ist Kirstin Meyer besonders in Erinnerung geblieben: ein Public Viewing bei der WM vor zwei Jahren mit 150 Gästen im Hof der Bergerkirche – „ein sensationelles Erlebnis, dieses Gemeinschaftsgefühl“.

Man merkt: Für Kirstin Meyer sind die Social Days keine Pflichtübung, sondern etwas, an dem mittlerweile ihr Herz hängt. „Mir geben die vielen kleinen Begegnungen so viel, wenn ich ein Jahr später wiedererkannt werde und dazu die Gespräche, die hängenbleiben. Und der Einblick in ganz andere Lebenswirklichkeiten.“

Text Christoph Wand

Die langjährige Verbindung der Deutschen Bank in Düsseldorf zur Tagesstätte Shelter hat in diesem Jahr auch zu einer ganz besonderen Spende geführt: 102.264 Euro. Der Betrag stammt aus einer weltweiten Corona-Spendenaktion, zu der die Bank Anfang April ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aufgerufen hatte. Mehr Infos zu den Social Days bei der Diakonie Düsseldorf gibt es unter 0211 7 35 33 06.

Zwanzig Jahre Respekt und Mut

Als im Jahr 2000 Rechtsextremisten in Düsseldorf aufmarschierten, fand die Zivilgesellschaft eine Antwort: So unterschiedliche Akteurinnen und Akteure wie der Evangelische Kirchenkreis, die IG Metall und die VHS Düsseldorf, der Ausländerbeirat, der Koordinierungskreis ausländischer Jugendgruppen und der Düsseldorfer Appell gründeten „Respekt und Mut“, die „Düsseldorfer Beiträge zur interkulturellen Verständigung“. Jetzt feiert die Initiative, die mittlerweile bei der Diakonie Düsseldorf angebunden ist, ihr 20-jähriges Bestehen. Damals wie heute setzt Respekt und Mut auf die Vielfalt der Möglichkeiten, Verständigung zu schaffen.

Mehr Informationen zum Programm unter: respekt-und-mut.de

Integrationspreis für den Stadtteilladen

Die Landeshauptstadt Düsseldorf und Lions Club Düsseldorf Carlstadt haben das Projekt „Shufi“ des Stadtteilladens Flingern mit dem Integrationspreis ausgezeichnet. Shufi startete Anfang des Jahres als Hausaufgabenhilfe für Kinder, in deren Familie Deutsch nicht die Muttersprache ist oder deren Eltern aufgrund von mangelnder Schulbildung kaum oder gar nicht lesen können. Shufi unterstützt seit der Corona-Krise auch online. Die digitalen Lernpaten und Lernpatinnen helfen Familien, damit das digitale Lernen zu Hause auch klappt. Und weil es oft auch an der benötigten Hardware fehlt, hat die Deutsche Bahn Stiftung 10 000 Euro gespendet. Der Stadtteilladen kann jetzt damit unter anderem Tablets für die betreuten Familien anschaffen.

Dialog No. 4/2020 — Zusammenhalt

Herausgeber

Kirsten Hols und Rudolf Brune
Diakonie Düsseldorf – Gemeindedienst
der evangelischen Kirchengemeinden e. V.

Redaktion

Anne Wolf (verantwortlich),
Stefanie Eß, Kira Küster, Christoph Wand
Freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:
Thomas Becker, Tove Bø, Karl Grünberg,
Anne Heidrich, Marion Troja,
Carolin Scholz

Redaktionssekretariat

Katharina Fornfeist
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto & Bildstrecke

Sascha Weidner

Fotos

Gerald Biebersdorf, Arno Declair,
David Ertl, Benjamin Freese,
Karl Grünberg, Anne Heidrich,
Torstein Ihle, Bernd Schaller,
Petra Warrass

Lektorat

Maike Kleihauer

Gestaltung & Art-Direktion

Fons Hickmann M23, Berlin
Prof. Fons Hickmann,
Olivier Bucher & Raúl Kokott
m23.de

Druck

Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier

Circleoffset Premium White,
100 Prozent Altpapier,
Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage

10 000

Erscheinungsweise

halbjährlich

Spendenkonto

Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSDEDDXXX

Im Netz

diakonie-duesseldorf.de
facebook.com/diakonie.duesseldorf
twitter.com/diakonie_ddorf





The Estate of Artist Nachlass Sascha Weidner

Photographie: RING II
aus dem Jahr 2010

AKTUELLE AUSSTELLUNGEN

AURORA

BERLIN
Dorothee Nilsson Gallery
bis Dezember 2020

SEE STÜCKE

FÖHR
Museum Kunst der Westküste
bis Januar 2021

BERLIN
Alfred Ehrhardt Stiftung
Januar bis April 2021

ELEMENTARTEILE

HANNOVER
Sprengel Museum Hannover
bis Dezember 2021

